

# Wilhelm v. Chézzy



Eine Geschichte vom glänzenden Elend

# **Eine Geschichte vom glänzenden Elend.**

von  
Wilhelm von Chézy.

---

**Morgenblatt  
für  
gebildete Leser.**

Nro.: 16/17/18/19 20./27./4./11. April/Mai 1856

**E**in verdrießlicher Herbstabend des Jahrs 1688 hüllte die gute Stadt Wien in naßkalte Nebelschleier. Nieselnde Schauer netzten schmerzlich kalt die Wangen der Fußgänger, der Reiter, der Kutscher, tränkten Haar und Bart, überzogen Hut und Gewand mit Thau. Vom Himmel leuchtete kein Stern, aus der Höhe flimmerte nicht einmal die geheimnisvoll einsame Ampel des Thürmers von St. Stephan; selbst die Hüte der Kutscher aus dem Bock, der Lakaien auf dem Tritt und der Reiter im Sattel schienen im Dunst zu verdämmern. Doch hätte es nichts zu sagen gehabt, wenn auch der Blick des Kutschers, das Auge des Reiters nicht über die Ohren ihrer Pferde hinaus gereicht; die Thiere folgten gewohnheitsmäßig dem Fackelschein, der ihnen durch Nacht und Nebel den Weg vorzeichnete, wie einst die Feuersäule den Kindern Israel den Pfad durch die Wüste beleuchten. Vor jeglichem Gespann lief wenigstens *ein* leichtfüßiger langathmiger Bursche mit qualmendem Windlicht flink einher. Dem Reiter trat nicht minder ein Fackelträger voran, sogar einzelnen Fußgängern,

den Laternen zu Spott und Hohn, die von Strecke zu Strecke — Wandleuchter, auf Eisenarmen — als lichte Punkte flimmerten.

Die Oellampchen in den Glasgehäusen, deren matten Schein in jener ursprünglichen Zeit noch nicht einmal das spiegelnde Weißblech verstärkte, gaben kaum mehr Licht, als etwa eine ewige Lampe in der Kapelle spendet, besonders wenn die ohnehin karg bemessene Nahrung noch durch den Meßner ungebührlich verkürzt wird. Sie waren der erste Versuch einer Gassenbeleuchtung zu Wien, seit Pfingsten des oben genannten Jahres eingeführt, und reichten bei weitem nicht aus, in düsterer Regennacht den Fackelschein für Fuhrwerke überflüssig zu machen, namentlich für die damals noch so häufigen Viergespanne. Die leicht besohlte Gilde der herrschaftlichen Läufer ließ sich darum auch nicht träumen, daß jene armseligen Glühwürmchen die Vorboten eines Lichtes seyen, das bestimmt war, ihre buntscheckigen Nachfolger im Lauf von anderthalb Jahrhunderten allmählig überflüssig und dann aus Schaustück vornehm prunkenden Aufwandes endlich lächerlich und unmöglich zu machen. Wenn aber auch die Läufer nichts gegen die Neuerung einzuwenden fanden, so gab es darum doch Leute genug, denen sie als ein Dorn in's Auge stach. Der Verbrauch von

Fackeln aus Wachs und Pech schien mit merklicher Verringerung bedroht. Die Wachskieker schrieken deshalb Zeter und Wehe in allen Kneipen, als hätten sie bisher ausschließlich vom Verkauf der Fackeln gelebt und als wären sie jetzt urplötzlich um ihre Nahrung gebracht worden. — »Wir müssen mit Weib und Kind nächstens in's Elend wandern, den Bettelstab in der Hand!« schrieken die ehrsamten Meister. Dabei saßen sie aber einstweilen ganz behaglich beim alten oder neuen Wein, bei braunem Bier, bei gebratenem Geflügel oder sonstiger Herzstärkung, und wenn sie allenfalls einen richtigen Grund hatten, Thränen zu vergießen, so war die Schuld davon dem scharfen Kren oder dem bissigen Kremserseuf beizumessen. Bei diesem Jammer wurde niemand so häufig in den Abgrund der Hölle verflucht, als der niederösterreichische Regierungspräsident Graf von Jörger. Er sey, schrieken die erbosten Spießbürger, ein geheimer Lutheraner, obgleich er öffentlich in den Schooß der Mutterkirche zurückgekehrt, und wolle aus Bosheit die Wiener zu Grunde richten; es lag nämlich auf der Hand, daß die gesammte Bürgerschaft verloren war, wenn die duftend süße Zunft von Wachs und Honig zu Schaden kam. Natürlich wurden der Bürgermeister und der gesammte Magistrat auch nicht glimpflicher

behandelt.

Das Schimpfen und Schelten der zünftigen Meister fand einen fruchtbaren Boden im Ohr der Fackelbuden, weiche in der That einen höchst empfindlichen Abgang in ihrer Nahrung verspürten. Im Verlauf des Sommers war trotz der Lichter in der Stadt die gewohnte Kundschaft nicht ausgeblieben; die späten Gäste, welche Abends wohlbezechet von St. Ulrich herunter wankten oder von andern Seiten heran taumelten, so wie der gesammte Nachtverkehr auf der »Esplanade« zwischen der Stadt und den kaum erst wieder aus Schutt und Trümmern erstehenden Vorstädten, hatten ihre Gewohnheiten und die herkömmliche Gestalt nicht verändert, während es zur schönen Jahreszeit im Innern der Stadt ohnehin nie sonderlich viel zu verdienen gegeben. Aber mit dem Eintritt der längeren Abende hatte sich ein erschreckender Mangel an Kundschaft fühlbar gemacht. Wer einen Diener besaß, ließ sich allerdings voranleuchten, aber wer zu solchem Behufe erst einen Fackelbuben zu bezahlen gehabt hätte, fand sogar beim schlechtesten Wetter die, unbesoldeten Dienste der öffentlichen Laternen ausreichend. Selbst der neblige Abend machte darin keinen Unterschied, und obschon die Fußgänger in manchen Straßen sich förmlich von Laterne zu Laterne durchtappen mußten,

blieben sie hartherzig genug, den Fackelträgern ihre herkömmliche Steuer vorzuenthalten, ohne die mindeste Rücksicht auf die bittere Noth der armen Burschen.

Vergebens war es, daß die kleineren Fackelbuben alle Künste bettelhafter Zudringlichkeit erschöpften, eben so vergeblich, daß die größeren und stärkeren theils mit Gewalt ihre Dienste aufnöthigen wollten, theils die abtrünnige Kundschaft mit Spott und Schande überschütteten. Für die Bittenden öffnete sich hie und da wohl eine milde Hand, aber der Spott schlug an taube Ohren, oder fand höchstens ein beifälliges Gelächter, wenn er recht scharf gesalzen oder etwa gar witzig war. Die Wiener haben von jeher an des Volkes derben Späßen Behagen gefunden, und wenn einer zufällig auf eigene Kosten mitzulachen bekommt, gewährt ihm das gerade so viel Vergnügen, als ob er für den andern die Zeche im Wirthshause bezahlte. Die Sticheleien der Fackelbuben richteten mithin weder mehr noch weniger aus, als in späteren Zeitaltern die Späße der Fiaker.

Der feuchte und neblige Abend stellte eine entscheidende Probe vor: die Fackelbuben erkannten, daß es um ihr Geschäft endgültig geschehen sey. Eine Anzahl der wildesten und verwegenen darunter, die sich zufällig beim Stockmeisen zusammengefunden,

ging vom Wehklagen zum Drohgeschrei über. »Schlagen wir die — lutherischen Laternen ein!« rief ein baumlanger Strolch. — »Einschlagen!« riefen die Gesellen; »der Mundi hat recht. Gehen wir an's Werk!« — »Halt ein!« rief ein kleiner vierschrötiger Kamerad; »was hilft es, wenn es nicht in der ganzen Stadt zugleich losgeht?«

Der Kleine hatte vollkommen recht. Wenn die mißliebigen Laternen an allen Ecken und Enden zugleich, fielen, so konnte damit etwas ausgerichtet werden, eben so wie aus der Menge der gleichzeitigen Frevel den Thätern ein gewisses Maß von gesicherter Straflosigkeit erwachsen mochte. Aber die Stimme der vernünftigen Vorstellung kam zu spät, und die rohe Leidenschaft behielt die Oberhand. Mundi schleuderte seine Pechfackel gegen die nächste Laterne. Klirrend fielen die Glasscheiben nieder. Der Thäter und seine Gesellen brüllten vor wilder Lust. Gleich Tigern, die Blut geleck't, begehrten sie nach neuem Raube. Sie riefen mahnend einander zu, das begonnene Werk weiter zu führen.

»Zu den Laternen! Zu den Laternen!«

Das war leichter gesagt als gethan. Die vermessene That hatte im Handumwenden einen Auflauf zur Folge, der zur heillosesten Verwirrung führte. Der



Durchgang vom Stockmeisen zum Graben, ohnehin schon zu eng für den lebhaften Verkehr, war augenblicklich verstopft. Auf dem Graben stauten sich Wagen, Reiter und Fußgänger; auf der andern Seite schob sich die Masse gleich einem gehemmten Eisstoß bis zum Stephansfreithof fest, wobei es natürlich weder still noch sanftmüthig zuing. Die Weiber zeterten, die Männer fluchten, die Kutscher schlugen mit den Peitschen, die Lakaien mit Fäusten und Stöcken, die Läufer mit den Windlichtern um sich; Beutelschneider von Beruf und Gelegenheitsdiebe nahmen des Anlasses zum Beutemachen wahr; die Hausthüren schlossen, die Fenster öffneten sich, und die Insassen der Häuser halfen durch ihr Geschrei einen Tumult vermehren, der lebhaft genug an die Schrecken der kaum überstandenen Türkennoth erinnerte.

Unter den vielen, die zu ihrem höchsten Verdruß auf dem Graben in's Gedränge gerathen waren, befand sich auch ein junger Mann von hoher Gestalt, deren kräftiges Ebenmaß seiner fast ärmlichen Tracht ein seines und vornehmes Aussehen verlieh. Der stattliche Wuchs des Mannes, der höchstens fünfundzwanzig Jahre zählen mochte, seine breiten Schultern, das kecke Funkeln seiner schwarzen Augen, der stolze und dreiste Ausdruck seines Antlitzes, das so lebensfrisch

in bräunlicher Färbung aus der Fülle schwarzer Locken hervorschaute, gehoben durch die starken Brauen über den Augen und das feine Bärtchen unter der Nase, — alle diese Wahrzeichen hätten vermuthen lassen, daß diese rüstige Gestalt sich eher behaglich als unbehaglich im Gedränge fühlen mochte. Trotzdem schätzte sie sich glücklich, eine sichere Ecke unter der nächstbesten Einfahrt zu gewinnen, und sie hatte Grund genug, sich der Zufluchtstätte zu erfreuen, denn sie gehörte thatsächlich zur Sippschaft der ehernen Riesen auf Thonfüßen. Eines ihrer Beine war fast dienstunfähig, so daß es zwar der Form nach eine Stütze vorstellte, im übrigen jedoch mehr zur Last als zur Hilfe gereichte.

Gestützt aus sein langes dickes Meerrohr mit dem Krückengriff sah der junge Mann halb gleichgültig, halb verdrießlich in das wachsende Getümmel hinaus. Nach einer Weile blickte er zufällig zur Seite und entdeckte ein bekanntes Gesicht. Die Fackel, welche in der Nähe ein festgekeilter Reiter seinem Diener abgenommen und in die Höhe hielt, beleuchtete besagtes Gesicht mit grellem Schein, sammt der Gestalt, wozu es gehörte. Die Erscheinung hatte nicht viel Einladendes. Auf schlecht gepflegtem Kraushaar saß ein schäbiger Filz, formlos und in allen möglichen Mißfarben spielend, die kaum errathen ließen, daß er

einst grau gewesen. Die vergriffene Krempe thronte schief auf der hohen Stirne eines eigentlich hübschen und jungen, aber verkommenen Antlitzes mit hageren Wangen und blau umränderten Augen. Das Gewand hatte augenscheinlich eben so sehr durch Verwahrlosung als durch den Zahn der Zeit gelitten.

Der mit dem lahmen Fuße ließ sich durch das Aussehen des Wildfangs nicht abhalten, diesem die Hand auf die Schulter zu legen und ihn in französischer Sprache anzureden: »Gott zum Gruß, Gervais van der Fleet, sehe ich Euch auch einmal wieder?« — Der Angesprochene nahm den Hut ab und versetzte freudig überrascht: »Ihr lebt noch, mein edler Herr Don Diego? Ich beweinte Euch seit fünf Jahren als eiteln Todten. Als Ihr an meiner Seite stürztet, dachte ich, der Türkenhund hätte Euch todtgeschossen.« — »Ich nenne ihn deßhalb einen Hund,« versehte Diego, »weil er mich nicht gehörig todtgeschossen und dennoch um mein Leben gebracht hat.« — »Ich verstehe den gnädigen Herrn nicht.« — »Ihr sollt mich verstehen lernen, Gervais, wenn Ihr so gut seyn wollt, den stolzen »Don« und den überflüssigen »gnädigen Herrn« wegzulassen, um als, alter Kriegsgesell dem Baccalaureus Diego Le Trouveur die Hand zu reichen.«

Gervais versagte nicht die begehrte Hand, doch

sprach er dazu: »Ich kann mich nicht genug verwundern, Euch zu meinen Lehren bekehrt zu finden. Einst predigte ich Euch täglich und stündlich, so oft die Türken uns nämlich ein bischen Muße gönnten, daß es hienieden kein beneidendwertheres Loos gebe, als sein Lump zu seyn, weil die Freiheit nur bei der sorglosen Armuth wohne. Damals wolltet Ihr von solcher Weisheit nichts hören.« — »Und jetzt mache ich nur aus der Noth eine Tugend,« fiel Diego ein. »Glaubt mir, mein armer Gervais, es thut mir in der Seele weh, daß ich nicht auf edlem Rosse einherstolziere, daß kein Viergespann hinter glitzernden Läufern mich durch die Gassen schleppt, daß ich meine Huldigungen nicht zu den Füßen einer Edeljungfer niederlegen kann, wie dort eine aus der Sänfte mit leuchtenden Augen herüberschaut.«

Die Dame in der Sänfte war in der That wunderhübsch. Der Blick, welchen sie auf Diego geworfen, hatte gezündet. »Kennt Ihr sie?« fragte Gervais. — »Ich sehe sie zum erstenmal im Leben,« erwiderte der Andere; »und Ihr, Gervais?« — »Ich habe keine so vornehmen Bekanntschaften, doch weiß ich wer sie ist.« — »Sie heißt?« — »Lucia von Pardal, Ihr Vater, der Freiherr von Pardal, ist unser Landsmann, ein Niederländer. Die Tochter ist ein so gefallsüchtiges Ding, als nur je eines die Blicke

ausgesandt, um Verderben anzurichten.« — »Mich hat sie in Brand gesetzt,« seufzte Diego. — »Desto schlimmer für Euch,« fuhr der andere fort. »Sie findet ein eitles Vergnügen daran, Liebesflammen zu entzünden, die sie nicht zu löschen begehrt; der Vater aber sucht für sein Kind eine standesmäßige Versorgung, deren erste Bedingung großer Reichtum ist. Er weiß am besten weßhalb. Wendet die Augen von der Hexe, Diego, ich beschwöre Euch dringend. Wenn Ihr auch, wie ich vermuthe, aus edlem Blute stammt —.« — »Nein,« unterbrach ihn Diego rasch und heftig; »ich bin kein Junker mehr, seitdem ich die Berechtigung verwirkt habe,« die Ansprüche meiner Geburt geltend zu machen. Ein anderes war es, als ich, ein unbärtiger Knabe, dem Stift entlief, wenn ich zum geistlichen Stande gebadet werden sollte. Ein gerade gewachsener Knabe von adeligem Herkommen, wie ich war, schien berufen, im Kriege sein Glück zu machen oder sein Leben zu verlieren. So kam ich nach Wien, um mich anwerben zu lassen. Bevor ich einen Gönner fand, wie ich ihn brauchte, brachen die Türken herein. Ich lief zur erstbesten Fahne; und so gerieth ich, unter die Studenten.« — »Ihr erweist Euch als einen der Tapfersten.« — »Thörichte Rede! Gleich im Anfang traf mich die verdammte Kugel in's Knie statt in's Herz, wohin sie gehört hätte, und seit jener Stunde

ist mein Leben verpfuscht. Ich werde nie in einer Kutsche fahren, niemals Kammerdiener, Läufer, Lakaien, Haiduken und Mohren haben; ich bin und bleibe der arme Sprachmeister, als der ich seit fünf Jahren über das Pflaster hinke; und um das Maß voll zu machen, werde ich am Ende gar noch diejenige heirathen, die mir das Herz abgewonnen hat. Ihr braucht mich nicht so seltsam anzuschauen, Gervais; ich rede nicht von der dort drüben, die mir den Kopf verdreht. Sie —« Diego stockt. Er entdeckte, daß die Zauberin unsichtbar geworden. Die Massen waren eben in Bewegung gerathen, nachdem es den Rumorknechten gelungen, zuerst Frieden und Ordnung herzustellen und sich dann der Anstifter des Unfugs zu bemächtigen. Ausläufe waren überhaupt damals sehr gewöhnlich. Die Bevölkerung der Stadt, unter den Schrecknissen der großen Pest von 1679 und unter dem Waffengetümmel der Türkennoth verwildert, ließ ihrem leidenschaftlichen Ungestüm nur gar zu häufig den Zügel schießen. Daraus entwickelten sich manchmal förmliche Meutereien, welche aber keine großen Besorgnisse erweckten, weil derlei Strohfeuer meistens ebenso schnell Bekämpft wurden, als sie aufgeflackert waren. Auch diesmal hatte die Sache den gewohnten Verlauf genommen und blieb ohne sichtbare Folgen, abgesehen von den

unangenehmen Erörterungen, welche den Friedensstörern bevorstanden, die muthmaßlich schon in den nächsten Tagen vor dem Schrannengebäude »ausgestrichen« wurden, um dann für längere oder kürzere Zeit ein eingezogenes Leben in der Leopoldstadt zu führen.

»Ich habe einen reizenden Traum geträumt, doch nur einen kurzen Augenblick,« seufzte Diego. — »Ei so wünschte ich doch,« lachte Gervais halb lustig, halb verdrießlich, »daß der Himmel zur Strafe Eurer Sünden Euch beim Wort nähme. Ich wollte, Ihr müßtet in Sammet und in Seide der herzlosen Herrenjungfer aufwarten. Doch nein, der Wunsch ist gar zu grausam; ich mache Reue und Leid. Und da sich das Gedränge verläuft, so lade ich Euch ein —« — »Halt ein!« rief Diego; »ich habe Euch entdeckt, nicht Ihr mich, also steht mir das Recht zu, Euch einzuladen. Ihr geht mit mir als mein Gast. Wir wollen Tabak trinken, Bier schlürfen und eins plaudern. « Kommt, alter Kriegsgesell!«

Gervais ließ sich die Einladung nicht wiederholen. Sie besagte ja nichts anderes, als was er vom andern zu heischen im Sinn gehabt. Er selbst besaß zur Stunde keinen rothen Heller, wie es nur zu oft geschah; überhaupt gehörte er zu denen, welche das gute Glück stets im Stiche zu lassen scheint und

dennoch immer im Schlepptau über Wasser hält. Einer von den nicht gar zu seltenen Musensöhnen, die bis an den Hals studiert haben, war der Wallone als Geheimschreiber eines niederländischen Cavaliers nach Wien gekommen und in das Gedränge der türkischen Belagerung gerathen, bei welcher Gelegenheit er so gut wie jeder andere seine Schuldigkeit mit Schießen, Hauen, Stechen, Wachehalten und Hungerleiden gethan. Er war unversehrt durchgekommen und in der Stadt geblieben, die er vertheidigen geholfen. Seinen Grafen hatte der Tod auf der Löwelbastei ereilt, wo so viele wackere Herzen den letzten Schlag gethan. Gervais van der Fleet brachte sich seitdem theils als Schreiber, theils als Winkeladvokat durch, und hätte sowohl durch die flinke Behendigkeit, womit er die Feder führte, als durch seine geläufige Kenntniß mehrerer Sprachen sein Fortkommen recht gut finden mögen, wenn Durst und Trägheit es zugegeben. Solange er noch einen Siebzehner in der Tasche hatte, um zum Heurigen zu gehen, verschmähte er den Dukaten, welchen die Arbeit bot.

Diego Le Trouveur war ganz das Widerspiel des — lockern Schreibers. Als jüngerer Sohn einer verarmten Familie, die einst aus Spanien nach den Niederlanden eingewandert, war er zum geistlichen Stande bestimmt



gewesen und heimlich entwichen, um sein Glück in der Welt zu suchen. Eine türkische Kugel hatte ihm, wie oben gesagt, das Knie zerschmettert, und er darauf mit herzhafter Entsagung seinen Entschluß gefaßt. Ohne seinen Angehörigen daheim je die geringste Kunde zukommen zu lassen, so daß sie ihn für todt halten mußten, verdiente er unter dem angenommenen bürgerlichen Namen sein Brod als Sprachmeister und Gelegenheitsdichter. Mit leichter Fertigkeit verfaßte er für Hochzeiten, Kindtaufen, Leichenbegängnisse lateinische Verse, die damals bei solchen Anlässen nicht leicht fehlen durften. Seine Mußestunden verwandte er zu dichterischen Versuchen in französischer Sprache, in welcher er überhaupt zu denken pflegte, wenn er auch so geläufig wie ein geborener Wiener deutsch sprach. Seine Arbeit trug ihm mehr ein, als er bedurfte, um; sein bescheidenes Daseyn zu bestreiten, so daß er im Grunde einer der glücklicheren Sterblichen war. Leider jedoch wußte er nicht, daß er zu den erlesenen Günstlingen des Schicksals gehörte, das keinen so lieb hat wie den, welchem es Arbeit und Auskommen gewährt, um ihm gleichzeitig mit dem Ueberdruß des Müßiggangs zugleich die drückende Sorge um das tägliche Brod zu ersparen. Diego war nicht zufrieden; die lohnende Arbeit, der sorgenlose Schlummer, die Gunst einer

bescheidenen Muse trösteten den Verblendeten nicht für die Herrlichkeiten, um welche ihn seiner Meinung nach das türkische Blei gebracht.

---

In den obern Theilen der Kärntnerstraße war vom Getümmel beim untern Ende kaum mehr zu verspüren, als daß der Verkehr noch ein bischen schwieriger erschien wie sonst. Die Gäste, welche im Schwan wohnten, merkten nichts von einem ungewöhnlichen Vorgang. In einem der größeren Gemächer ging ungeduldig ein fremder Cavalier auf und ab, seines Dieners gewärtig, der ihn ungewöhnlich lange warten ließ. Besagter Herr war kein Jüngling mehr, aber er trug seine fünfundvierzig Herbstjahre mit vielem Anstand, straff wie ein rüstiger Mann von dreißig Sommern, wohl beleibt, aber nicht gedunsen. Die kurze starkknochige Gestalt in ihrer gesunden Fülle, das fleischige Gesicht mit den lebhaft gerötheten Wangen und dem weit gespaltenen Munde, und überhaupt das ganze Wesen trugen jenen zufriedenen Ausdruck zur Schau, wie er vorzugsweise behäbigen Bäckern, Fleischhackern und Brauern eigen ist, die andere Leute um so lieber leben lassen, als sie selber sonst nicht leben könnten. Aber trotz der derben, Fülle sah das massenhafte Gesicht bei näherer

Betrachtung nicht darnach aus, als gehöre es jener großen Schaar an, welcher das Himmelreich unbedingt zugesagt ist. Aus den grauen Augen sprühte geistige Regsamkeit, in den Mundwinkeln lauerte der Schalk, in allen Muskeln zuckte, noch kenntlich unter der Hülle gemächlicher Behaglichkeit, der fröhliche Uebermuth.

Der ungeduldig erwartete Diener erschien endlich. Er war ein Greis mit schneeweißen Haaren, aber nichts weniger als von gebrechlichem Aussehen, sondern eine kugelrunde Gestalt mit brennend rothen Wangen und kupferiger Nase. — »Du bist gut nach dem Tode schicken, Jantje,« sagte der Herr in einer Sprache, welche der zufällig mit dem Alten eingetretene Aufwärter nicht verstand, obschon sie beinahe wie Deutsch klang. Die Laute stammten von den Gestaden und aus dem Stromgebiet der Schelde. — »Ihr habt Euch selber ganz allein angezogen, wie ich sehe,« antwortete Jantje ebenfalls auf vlämisch. — »Ich mußte wohl, wenn ich fertig werden wollte,« brummte der Herr. »Hast du wenigstens alles in Ordnung gebracht?« — »Das Nest ist fertig, ich bin hergefahren, um Euch abzuholen in Eurer neuen Kutsche mit den vier Pferden.« — »Unsern Einzug versparen wir auf morgen, mein alter Junge. Ich begeben mich zur Gräfin Rabutin, glücklich genug, daß

ich endlich einmal wie ein Cavalier vorfahren kann.« — »Das könnt Ihr, Herr, meiner Treu, das könnt Ihr. Mit der prächtigen Kutsche, mit dem friesischen Gespann, mit den Livréen des Kutschers, der Lakaien, der Läufer werdet Ihr Ehre einlegen. Alles ist funkelnagelneu und hat ein Heidengeld gekostet. Die Einrichtung des Hauswesens frißt, was der Rechtsstreit von der Erbschaft übrig gelassen.« — »Du bist ein Narr mit deinem Jammer,« sagte der Herr; »ich werfe ja nur die Wurst nach dem Schinken.« — »Der Habich ist besser als der Hättich,« erwiderte Jantje. »Es war eine schöne lange Wurst, woran Ihr zeitlebens genug gehabt hättet als ein Hagestolz von gesetzten Jahren. Dazu wollte man Euch erst noch eine stattliche Abfindung geben. Wenn Ihr vor Gericht gewinnt, habt Ihr mehr, als Ihr braucht; verliert Ihr aber, so seyd Ihr ärmer denn je zuvor.«

Der Herr rieb sich lächelnd die Hände, trat ganz nahe zu dem Alten hin, der mehr ein Vertrauter als ein Diener war, und sagte halb laut: »Des Widerparts schöne Tochter macht mir süße Augen. Ich lasse mich morgen bei dem Freiherrn aufführen. Heute treffe, ich das Fräulein in der Abendgesellschaft bei der Gräfin Rabutin. Merkst du etwas?« — »Jawohl, ich merke, daß unser Herrgott schon wieder einmal einen lustigen Rath zu wenig hat.« — »Reiche mir meinen Hut,

Brummbär,« fiel der Gebieter dem verdrießlichen Diener in's Wort; »und wenn du guten Rath annehmen willst, der ebenfalls nicht traurig klingt, so setze dich in eine Zechstube und ersäufe deinen Grimm.« Mit diesen Worten ging der Herr und bestieg seinen Wagen.

Seine Absicht, den Rechtshandel durch eine Heirath zu schlichten, war im Grunde ganz vernünftig. Er hatte als lachender Erbe eine bedeutende Erbschaft gemacht, deren ansehnlichster Theil jedoch in einem angefochtenen Besitzthum bestand. Der Streit hatte bereits den Erblasser sehr hart mitgenommen und drohte, wenn er verloren ging, den Erbnehmer vollends zu Grunde zu richten, während dem gewinnenden Theil nebst dem Stammgut mit dem fürstlichen Einkommen auch noch die seit langen Jahren aufgespeicherten Renten sammt Zins und Wiederzins in Aussicht standen. Der Gegner, bereits entschieden zu Grunde gerichtet, besaß keine Erben als eine einzige Tochter von zweiundzwanzig bis dreiundzwanzig Jahren, schön wie der lichte Tag und viel bewundert. Zur »Aufwartung« aber hatte sich noch keiner der Bewunderer gemeldet, weil sie allesammt auf die Entscheidung des Rechtsstreits warteten; mithin fand der Hagestolz das Gehege frei und hatte die besten Aussichten auf Erfolg, denn er

war nicht nur ein immerhin noch sehr annehmbarer Mann, sondern brachte an Vermögen genau ebenso viel mit, als er erhielt, und eigentlich noch mehr, weil das Fräulein den Verfall ihrer Reize zu gewärtigen hatte, wenn die Entscheidung noch zehn oder mehr Jahre auf sich warten ließ, während des Fräuleins Vater bereits mit Entsetzen der nächsten Zukunft entgegen sah, die ihn mit der bittersten Noth bedrohte.

Alle diese Umstände waren dem alten Jan Willems wohlbekannt. Dennoch fühlte er das unabweislichste Mißbehagen bei dem Gedanken, seinen Gebieter unter dem Ehejoch zu sehen, und zwar als Gemahl einer jungen und ungewöhnlich gefallsüchtigen Schönheit, aus der schwerlich eine musterhafte Hausfrau werden konnte. Verdrießlich ging er seines Weges, geleitet von einem der wenigen Fackelbuben, welchen an jenem Abend ein Verdienst zufiel. Sein Gleichmuth stellte sich jedoch in dem Augenblick wieder her, als er — der gebotene Parteigänger des Königs Gambrinus — den düstern und doch so frohmüthigen Raum betrat, wo der braune Trank schäumte, der Tabaksdampf qualmte und die lauteste Lustigkeit herrschte. Die Gesellschaft war bunt, aber nicht »gemischt« im heutigen Sinn dieses Wortes, da feine Leute sich in den Bierhäusern nicht sehen ließen. Untergeordnete Schreiber, Studenten, der Troß von

Lakaien, Kutschern, Jägern, Leibhusaren, Haiduken, Köchen und Läufern aus herrschaftlichen Häusern bildeten den Stamm der zahlreichen Kundschaft.

Der Fremde nahm Platz, wo er ihn eben fand, ließ sich das braune Naß behagen und hörte mit stillem Vergnügen dem Lärm zu, welchen die kreischende Stimme einer Harfnerin beherrschte. Was die verblichene Sirene sang, verstand er freilich nicht, aber aus dem wiehernden Gelächter der nächstsitzenden Hörer zu schließen war es sicherlich nicht eine Litanei. Eben so wenig verstand er in deutlichem Zusammenhang, was in seiner unmittelbaren Nähe gesprochen ward; die oberdeutsche Mundart klang dazu viel zu fremdartig in sein Ohr. Doch bald sollte er bekanntere Laute vernehmen. Zwei neue Ankömmlinge ließen sich neben ihm nieder, die französisch sprachen.

Die beiden waren Diego und Gervais. Sie setzten das auf dem Graben begonnene Gespräch fort. Der eine vertheidigte mit der Lebhaftigkeit voller Ueberzeugung seine Lehre vom Glück des Bärenhäuterthums, während der andere nicht zugeben wollte, daß ein gesitteter Mensch anders zufrieden seyn könne, als wenn er dem goldenen Ueberfluß im Schooß sitze und von Hunderten beneidet werde. — Im Feuer der Erörterung ließ Diego die Kellnerin

unbeachtet, welche gebracht, was der allezeit durstige und diesmal auch hungrige Gervais zu bestellen nicht versäumt hatte. Und doch wäre die Dirne wohl einiger Beachtung werth gewesen; erstens war sie auffallend hübsch mit den regelmäßig geformten Zügen des frischen vollen Antlitzes, zu welchem das schwarze Kopftuch mit den rothen Tupfen einen vortheilhaften Rahmen gab; zweitens schaute sie den spröden Jüngling aus ihren großen schwarzen Augen so beweglich an, wie ein angeschossenes Reh aus brechenden Lichtern nach dem Jäger blickt.

Für einen Blick wie die allerliebste Fevi ihn an den Undankbaren verschwendete, wären wenigstens sechs Zehntel der Anwesenden blindlings durch Feuer und Wasser gelaufen. Nun wäre nichts einfacher gewesen, als wenn die Kellnerin ihre Freundlichkeit einem Dankbareren zugewendet, als dem »hatscheten« Sprachmeister, wie ihn seine Nebenbuhler in ihrem Neid zu nennen pflegten; aber dazu besaß die schmucke Oberösterreicherin zu viel Herz, und zwar in des Wortes doppelter Bedeutung als treue Anhänglichkeit und als Muth. Sie legte dem spröden Liebling die weiche und warme, wenn auch nicht allzuzarte Hand auf die Schulter und ließ sich vernehmen: »Ich habe dem Herrn Baccalaureus schon zweimal die Zeit geboten.« — »Grüß Gott, Fevi,«



antwortete Diego und lächelte dazu. Sein Lächeln galt eigentlich nur der tadellosen Meisterschaft, womit Genofeva das schwer erlernte lateinische Wort ausgesprochen.

Schnell versöhnt durch den Sonnenblick auf des Liebsten Antlitz, nickte sie freundlich wie ein heller Pfingstmorgen und folgte ohne weiteren Verzug dem Ruf mahnender Gäste. Muthmaßlich rechnete sie darauf, daß der Abschied etwas weniger bündig ausfallen werde als der Willkomm. Diego blieb immer mit den letzten Gästen sitzen, nachdem das Getümmel sich verlaufen. Warum sollte er es heute nicht thun?

»Das Mädchen ist sehr schön,« sagte Gervais wieder auf französisch, »und schaut in Euch hinein wie in einen Spiegel.« — »Ich fürchte,« versetzte Diego, »daß heute nicht das richtige Ebenbild wieder herausgesehen. Ich kann und kann den Blick der reizenden Lucia nicht vergessen.« — »Ihr seyd wohl ein rechter Narr, mein armer Baccalaureus. Die Dirne ist schöner als jede Gräfin, und dazu Euch von Herzen zugethan, während Lucia Euch nur zu flüchtigem Zeitvertreib in Brand gesteckt, um Euch sofort wieder zu vergessen.« — »Vielleicht habt Ihr recht, Gervais; doch gönnt mir den Traum, der etwa morgen schon wieder verflogen ist. Was ist denn weiter dabei? Lucie von Pardal sehe ich in diesem Leben nicht wieder, und

meine Bestimmung wird sich erfüllen, ich mag wollen oder nicht. Eines schönen Morgens führe ich doch das Mädchen hier zur Kirche.« — »Hat sie denn etwas?« fragte Gervais. — »Für ihre Verhältnisse ist sie reich. Der Vater, ein Wirth in Oberösterreich, gibt ihr ein paar tausend Gulden. Ich bin auch kein Bettler; wir können einen Freihof erwerben.«

Das Gespräch ward unterbrochen. Ein Herrschaftsjäger trat an den Tisch. Der Grünrock, gleich der Mehrzahl aller herrschaftlichen Büchsenspanner ein Böhme, redete Diego in seiner eigenthümlich betonten Redeweise an: »Erlaubt Herr Baccalaureus, daß ich hier Auftrag ausrichte? Spare ich Weg zu seiner Wohnung.« Diego nickte. »Graf hat befohlen,« kauderwälschte der Grüne fort, »den Herrn auf Sonntag zum Mittagessen einzuladen, weil er lateinisches armen gar so sauber gemacht.« — Diego wußte gar wohl, was unter den gegebenen Umständen eine solche Einladung zu bedeuten hatte; aber er that nicht dergleichen, sondern entgegnete mit leutseliger Miene: »Der Herr Graf von Nostitz ist zu gnädig, mein guter Zdenko, aber ich besitze weder einen Galarock noch seidene Strümpfe und kann daher nicht zur Tafel erscheinen.« — »Nix Gala,« fiel der Jäger lachend ein. »Sind wir unter uns, Kammerdiener, Büchsenspanner, Stallmeister, Leibkutscher. Haben

wir Sonntags Voressen, Suppe, Fleisch mit Kraut und Knödeln, Braten mit sauerm Salat, Mehlspeis und zu alledem Wein genug.« — »Zudem bin ich schon anderwärts versagt,« fügte Diego hinzu. — Zdenko sah ihn überzwerch an. »Merke ich schon, woher Wind bläst,« sagte er; »Baccalaureus will nicht.« — »Meinetwegen, ich mag nicht. Was weiter?« — »Weiter? Ist er Hochmuthsnarr! Mit uns will er nicht essen, aber mit Roßbuben und Lakaien sitzt er hier aus Bank. Schon recht, werde mir's merken.« Der Grünrock ging, ohne eine Antwort abzuwarten, hohnlachend davon.

Mit geringschätzigem Lächeln sprach Diego — wieder auf französisch — vor sich hin: »Der Tropf! Ich habe mich freilich in Demuth beschieden, nicht mit Fürsten, Grafen und Herrn an *einer* Tafel zu speisen, und trage mein Loos mit mannhafter Ergebung; aber damit ist lange nicht gesagt, daß ich mein blaues Blut aus Asturien so tief erniedrigen muß, der Tischgenoß buntscheckiger Knechte zu werden.« — »Aber Ihr sitzt doch mit dem galonirten Schwarm in derselben Schenke,« bemerkte Gervais. — »Im Wirthshaus gibt es wie in der Kirche weder Herrn noch Knechte,« versetzte Diego gelassen. »Vor dem Wirth sind alle Menschen gleich.«

Jan Willems hatte mit wachsender Theilnahme

zugehört. Die Laute der übrerrheinischen Sprache waren ihm geläufig, die eigenthümlich wallonische Betonung schlug traulich an sein Ohr, und bei dem Namen Lucie von Pardal hatte ihn eine heftige Gemüthsbewegung ergriffen, welche bei Erwähnung der westgothischen Abstammung des Baccalaureus sich noch gesteigert. Sein Vollmondsgesicht verrieth freilich von dieser Aufregung so wenig, als wäre es der Vollmond selber; aber von frohen und zugleich in Zweifeln erbangenden Ahnungsschauern überrieselt, faßte er die Züge des jungen Mannes scharf in's Auge.

Die beiden Jünglinge redeten noch mancherlei. Endlich machten sie eine Pause. Da sprach Jan leise, aber für den Nachbar hinlänglich verständlich vor sich hin: »Don Diego de la Torre Palizada.« — »Ich nenne mich Le Trouveur,« platzte der überraschte Diego heraus. — »Mir scheint,« antwortete der Fremdling auf vlämisch, »daß ich bin, was Ihr nur heißt.« — Diego biß sich auf die Lippen. »Ich habe mich verschnappt,« murmelte er in derselben Mundart — »Und seyden jedenfalls zu stolz, Euern ehrlichen Namen zu verleugnen, den Euer seliger Vater geführt,« fügte der andere hinzu.

»Mein Vater ist todt?« rief Diego schmerzlich bewegt, und in seiner kindlichen Betrübniß vergessend, daß er eigentlich im Sinne gehabt, den

Fremden darüber zur Rede zu stellen, wie er wagen könne, sich unberufen in seine Geheimnisse zu drängen. — »Alle sind todt, Vater und Brüder, und von Eurer Freundschaft ist niemand mehr übrig, als Euer Oheim Robert.« — »Wo ist er? Wie geht es ihm?« — »Das sollt Ihr — alles erfahren, doch nicht hier. Es geht ihm übler, als er selber weiß.« — »Uebel geht es ihm, dem Bruder meines Vaters? Das darf nicht so bleiben. Ich theile Zimmer, Lager, Schüssel und Becher mit ihm. Mein Sparpfennig ist sein Eigenthum.« — Dem Alten rannen die hellen Thränen über die Wangen, während er lachend sagte: »Schweigt! sonst muß ich Euch hier vor allen Leuten um den Hals fallen.«

Dem Baccalaureus fiel es wie Schuppen von den Augen. Er erkannte den alten Diener wieder, welchen er nicht mehr mit leiblichen Augen gesehen, seit er selbst als zarter Knabe in die Stiftsschule gebracht worden, aus der er in die weite Welt entlaufen. Jan Willems hatte sich aber auch stark verändert; aus einem fast, noch jungen Mann war, er zum Greise geworden.

»Seyd Ihr's, Jantje?« sagte Diego, ihm die Hand reichend. »Vergebt, daß ich Euch nicht gleich erkannte.« — »Wir haben Euch allesammt so viel zu vergeben,« antwortete der Alte, »daß die Kleinigkeit

ohne weiteres dreingeht. Aber jetzt laßt uns ausbrechen. Ich habe Euch wichtige Dinge mitzutheilen, die keinen Aufschub leiden.«

Gervais hatte in stiller Verwunderung zugehört. Als die beiden sich erhoben, fragte er halb schüchtern, halb verdrießlich: »Und was wird mit mir, Don Diego?« — »Ihr sollt nicht zu kurz kommen,« antwortete der Baccalaureus; »ich habe Euch fürwahr nicht darum eingeladen, um Euch trocken heimzuschicken, und will gleich, bei der Kellnerin mein Kerbholz zu Eurer Verfügung stellen.« — »Vergönnt mir eine kleine Einwendung, junger Herr,« unterbrach ihn der alte Diener-; »ich vermuthe stark, daß Ihr in der nächsten Zeit kaum Muße finden werdet, hierher zu kommen. Laßt mich also einen Albertusthaler für Euch auslegen.« Ohne die Erlaubniß abzuwarten, die er zu erbitten sich den Anschein gegeben, drückte Jan dem Schreiber einen jener großen Thaler in die Hand, die man in Wien meistens Brabanter, aber auch häufig Burgunder oder Kreuzthaler nannte. Gervais verbeugte sich eben so verblüfft als dankbar.

Den Abgehenden stellte sich nahe bei der Thüre Genofeva in den Weg, um im Tone vorwurfsvollen Erstaunens zu fragen: »Der Herr Baccalaureus wird doch nicht schon gehen wollen?« — Diego war mit

der Antwort nicht gar zu eilig bei der Hand. Zu den Gedanken an das schöne Fräulein, die ihn zuvor schon befangen, hatten sich noch andere gesellt, um ihn vollends abzuziehen. Doch wenn er auch Lust und Laune dazu gehabt, der alte Diener hätte ihm keine Muße zum Antworten gegönnt. Seine breite Gestalt zwischen das Paar schiebend, sagte; Jan in barschem Tone: »Bei uns daheim im Niederland gehen die Gäste im Wirthshaus ein und aus, wie es ihnen beliebt, und zu Wien werden sie wohl auch keinen Paß dazu brauchen. Gib Raum, Dirne!« Auf der Gasse draußen fügte der Alte hinzu: »Wenn ich Diego Palizada hieße, würde ich ohne weiters die Wirthstochter aus Oberösterreich mit ihrem schwarzrothen Kopftuch und ihren zweitausend Gulden dem Bauern überlassen, für den sie gewachsen ist, um mich selbst dem Fräulein von Pardal zu Füßen zu legen.« — »Jantje,« rief Diego in sichtlicher Erbitterung, »Ihr habt mich auf den Armen getragen und dürft Euch viel herausnehmen, aber verhöhnen lasse ich mich nicht von Euch!« — »Wenn ich Eurer spotte,« antwortete Jan ruhig, »so schlägt mir Euer Meerrohr so tüchtig um die Ohren, wie ich vorhin gern dem Einfaltspinsel gethan hätte, der einen Palizada zur Bediententafel nöthigen wollte. Ich behaupte in vollem Ernst, daß Ihr dem Fräulein aufwarten sollt.« — »Wer ist denn hier

der Narr im Spiele?« fragte Diego, sich die Stirne reibend. — »Den Narren in diesem Spiele sollt Ihr kennen lernen,« antwortete Jan. »Doch jetzt habt Geduld, bis wir im traulichen Stübchen beisammen sitzen, vor uns den goldenen Wein und hinter uns den verschwiegenen Ofen. So wichtige Dinge lassen sich nicht in Wind und Wetter abwickeln.

Bei der Gräfin von Rabutin war an demselben Abend, was man nach damaligem Sprachgebrauch »Assemblée« hieß; heutzutage sagt man, dafür »Soirée.« Der Besuch war stark, beinahe zu zahlreich für die prachtvollen Gemächer, so geräumig diese auch seyn mochten. Die Unterhaltung war im Ganzen beschaffen wie zu unserer Zeit; man plauderte in französischer Sprache, man spielte unverbotes, Kartenspiel und die Mehrheit der Gäste trug dieselben Namen, welche bis jetzt noch in den vornehmen Kreisen der Kaiserstadt vorherrschen. Der Unterschied bestand hauptsächlich im Aussehen der Einrichtung und der Tracht, im Zuschnitt der Sitten, aber der Geist des geselligen Verkehrs hatte bereits jenes Gepräge gewonnen, das seitdem Regel geblieben ist, welche Veränderungen sich auch innerhalb der gegebenen Grenzen entwickelt haben mögen. Zu bemerken ist noch, daß Tracht und Sitte von französischem Zuschnitt in den Adelskreisen damals im Gegensatz



zum Hofe standen, wo das spanische Herkommen herrschte.

Die Gesellschaft trennte sich zu gewohnter Stunde, ungefähr zu derselben Zeit, in welcher man heutzutage sich erst versammelt. Ein alternder Vater, der mit seiner schönen Tochter in die Kutsche stieg, sagte während des Heimfahrens: »Wie findest du den Herrn, mein Kind, mit welchem du dich fast ausschließlich unterhalten? Du hast dir's mehr als gewöhnlich angelegen seyn lassen, ihn einigermaßen zu verhexen.« — »Wie der Herr Vater doch so eigen redet!« versetzte die Tochter. »Ich habe ja nur gethan, was der Herr Vater mir anbefohlen.« — »Der Mann ist nimmer jung,« hob der Vater wieder an, und gab sich dabei keine Mühe; ein schelmisches Lächeln zu verbergen, das die Tochter eben so wenig sehen konnte, als er ihr Erröthen. — »Seine reifen Jahre und sein gesetztes Wesen lassen ihm gut,« sagte die Tochter. — »Wenn er nun um dich anfragte?« — »Laßt es erst geschehen, dann will ich schon Bescheid geben.« — »Rede frei und offen, mein Kind. Die Sache ist sehr ernsthaft. Ich wünsche dich ihm zu geben.« — »Ich nehme *jeden* Mann aus des Herrn Vaters Händen, wie er ja weiß, aber auch abgesehen davon ist mir die Wahl genehm. Nur begreife ich nicht —« — »Ich will dir ein Licht aufstecken, mein Kind.

Der überreife Anbeter deiner Reize ist unser Gegner vor Gericht. Wenn ihr euch vereint, so haben beide Parteien den großen Proceß um das Erbe von Sperberseck gewonnen.«

Der Herr, von welchem Vater und Tochter sich in so wohlwollender Weise unterhielten, fuhr zu derselben Frist nach seiner Herberge zum Schwan zurück. Ein Wonnerausch befieng seine Sinne. Er fühlte sich um ein Vierteljahrhundert verjüngt und in die schönsten Tage seiner Blüthezeit zurückversetzt. Das reizende Fräulein hatte sich nicht allein zuvorkommend gegen ihn erwiesen, sondern ihn entschieden ausgezeichnet, dergestalt, daß ihn alle Welt für einen Undankbaren halten mußte, wenn er versäumte, in kürzester Frist als Bewerber aufzutreten.

In sein Zimmer tretend, rief er aus: »Jantje, ich bin der glücklichste Mensch!« — »Das seyde Ihr auch, mehr als Ihr selber wißt,« entgegnete der Diener. »Ihr habt einen Schatz gefunden, den Ihr längst für verloren gehalten.«

Bei diesen Worten deutete Jan auf den jungen Herrn, welchen der Ankommende nicht bemerkt hatte, und der sich ihm nun mit dem Ausruf: »Oheim, mein theurer Oheim!« an die Brust warf.

Robert de la Torre Palizada hatte beim ersten Blick

den Neffen wieder erkannt, wie dieser ihn. War es doch kaum sieben Jahre her, seit sie sich zum letzten mal gesehen. Auch freute sich der Oheim von ganzem Herzen darüber, den todtgeglaubten Sohn seines Bruders, den letzten der jüngeren Sprößlinge seines edeln Hauses wiedergefunden zu haben. Diego war stets sein besonderer Liebling gewesen, und die alte Anhänglichkeit verleugnete sich auch in diesem Augenblick nicht. Aber trotz alledem konnte sich Robert einer bitteren Wallung nicht erwehren; er hatte, wenn auch in gutem Glauben, widerrechtlich die Stelle eingenommen, welche seinem Neffen zukam, so daß ihm jetzt nichts übrig blieb, als Rechnung zu legen und den Platz zu räumen, — einen Platz, der seit ein paar Stunden seinem Herzens so theuer geworden war.

»Mein Junge,« sagte der Oheim, nachdem die ersten Herzensergießungen vorüber waren, »ich habe vieles Geld ausgegeben, das dir gehörte.«

»Da Ihr selber davon anfangt,« unterbrach ihn Diego, »so laßt uns die Sache stehenden Fußes gleich in Ordnung bringen. Ihr nehmt mich zum Sohn an und im, übrigen möge es beim Alten sein Bewenden haben. Wollt Ihr mein Vater seyn?« — »Ob ich will, mein Junge?« versetzte Robert mit feuchten Augen, um sich dann zu Jan zu wenden: »Hast du wohl

gehört, Alter?« — »Ich habe noch mehr vernommen, als das,« versetzte der Diener; »bevor er von der Erbschaft wußte, erklärte sich der wackere Knabe bereit, mit Euch zu theilen, was er erwirbt, und Euch seinen Sparpfennig zu geben, er, der vom eigenen Fleiße leben muß.« — »Leben *mußte*,« berichtigte Robert. »Der Junker, welcher mich zum Vater angenommen, wird fortan ein standesgemäßes Daseyn führen.« — »Einen Hausstand gründen,« fügte Jan Willems lauernd hinzu.

Die Bemerkung fiel dem Oheim schwer auf's Herz. Er gedachte des Liebeshandels, welchen er angesponnen, und wie er sich vorgenommen, demnächst auf Freiersfüßen einherzugehen. Der Alte verstand die geheime Gemüthsbewegung des verliebten Hagestolzes sehr wohl, und eben darum hob er in verfänglicher Absicht wieder an: »Unser Junker ist in den schönsten Jahren zum Heirathen —« — »Und ich,« fiel Robert ein, »ich werde mich mit treuem Fleiße bemühen, ihm eine schöne und reiche Edeljungfer auszusuchen.« — »Oheim,« sagte Diego mit ruhiger Festigkeit, »das ist *meine* Sache.« — »Traust du meinem Geschmack nicht? Verschmähst du meinen Rath?« — »Euer Geschmack wird meine Wahl für die beste erklären.« — »Du hast etwa gar bereits gewählt?« — »Ich habe; Oheim. Heute Abend

sahen meine Augen zum erstenmal ein schönes Fräulein. Zu jener Stunde noch ohne Hoffnung, mich jemals ihr nahen zu dürfen, weihte ich ihr dennoch mein Herz für Zeit und Ewigkeit. Sollte ich jetzt etwa von ihr abfallen, da mir so unvermuthet das Recht geworden, frei und offen ihr zu Füßen zu fallen, der liebreizendsten aller Frauen?« — »Und wie heißt das Meerwunder?« fragte Robert lachend.

Das Lachen sollte ihm nur zu bald vergehen. Der Neffe nannte den Namen Lucie von Pardal. Der Oheim wurde bleich wie ein armer Sünder, während Jantje sich schadenfroh die Hände rieb. Die Bombe war geplatzt, und zwar, wie der alte Diener meinte, just noch zu rechter Zeit.

»Was wandelt Euch an, liebster Oheim?« fragte Diego besorgt und ohne die geringste Ahnung von dem, was im Innern Roberts vorging; »seyd Ihr etwa krank?« — »Nicht doch, mein Junge. Die Anstrengungen des Tages, die heftige Gemüthsbewegung des Abends —« — »Ihr bedürft der Ruhe, Oheim. Vergönnt, daß ich mich bis morgen beurlaube.« — »Du hast recht, Diego. Schlafen wir aus. Komme morgen bei guter Zeit; wir beziehen dann gleich die neue Wohnung, die ich gemiethet — für dich gemiethet und eingerichtet. Gute Nacht, mein Sohn.«

Sie schieden mit zärtlicher Umarmung. Jan gab dem jungen Herrn das Geleit zur Hausthüre, ohne mehr zu sagen als: »Schlaft wohl und auf Wiedersehen.« Zu Robert zurückgekehrt, fand er diesen einem Rasenden gleich im Gemach umherlaufend, mit den Händen in der Luft fechtend, die eigene Stirne schlagend, sein Haar raufend und Verwünschungen murmelnd, worin er der Stunde fluchte, die ihn geboren. Der greife Diener ließ ihn eine geraume Weile gewähren, um dann, als die Erschöpfung der Tobsucht Einhalt gebot, mit seiner gewohnten Ruhe zu sagen: »Weßhalb verzweifelt Ihr denn so übermenschlich? Der gute Junge hat sich mit wahrhaft närrischer Großmuth gegen Euch betragen. Als er Euch für arm hielt, wollte er sein karges Stück Brod mit Euch theilen. Hernach verlangte er Euch keine Rechenschaft über die verbrauchten Summen ab und machte sich von Eurer Willkür abhängig. Ich sehe daher keinen Grund, weßhalb er sich weigern sollte, Euch die Jungfer zu lassen, die er nur Einmal von weitem gesehen und die er Euch zu Gefallen sich eben so leicht aus dem Kopfe schlagen kann, wies er sie sich eingebildet.«

Früh Morgens hatte sich Diego Le Trouveur, der Sprachmeister und Gelegenheitsdichter, arm an äußerem Glanz, vom Lager erhoben; Abends legte

sich Don Diego de la Torre Palizada als einer von denen nieder, welche — wie das lateinische Sprüchlein besagt — »geboren sind, die Früchte zu verzehren.« Alle seine hochfahrenden Träume, die er für nichts anderes als eitle Wünsche gehalten, waren in Erfüllung gegangen, wie schon der nächste Morgen darthat. Eine prachtvolle Wohnung ward sein Aufenthalt; ein gewandter Kammerdiener, ein Büchsenspanner und andere Bediente standen seines Winkes gewärtig; nicht minder die Kutsche mit dem Viergespann, mit dem galonirten Rosselenker auf dem Bock, dem Reiter auf dem vordern Sattelpferd, den glänzenden Lakaien auf dem Trittbrett. Die Haushüre bewachte ein langer Schlagetodt mit betrodelter Partisane; in der Küche walteten der Koch und seine Buben im Gewande der Unschuld. Unter den edlen Thieren, die im Stalle wieherten, fehlten auch die — Reitpferde nicht, doch diese waren eigentlich nur für den Oheim. Diego hatte mit seinem schadhaften Knie im Sattel keinen rechten Schluß, so daß er nicht im Stande war, ein wildes Roß zu bändigen und zu tummeln; er mußte sich daher bequemen, wenn er überhaupt das Reiten nicht vermeiden konnte, sich von einem frommen Zelter tragen zu lassen.

Der Junior hatte am Morgen nach dem ereignißreichen Abend seinen Oheim wieder frisch

und munter gefunden. Jede äußerliche Spur der innern Kämpfe war verwischt. Robert hob, nachdem er den ausführlichen Bericht über des Neffen Schicksale vernommen, die Nothwendigkeit hervor, sich bei Hofe vorstellen zu lassen, um dann in den Kreisen heimisch zu werden, die sich aus Bescheidenheit ganz einfach die Gesellschaft nannten.

---

Von der Kaiserburg fuhren zahlreiche Carrossen den Kohlmarkt hinab gegen das Peilerthor. Kaiser Leopold war von der Favorita in die Stadt gekommen und hatte Audienz gegeben. So groß war die Menge der Kutschen mit ihrem Geleit zu Roß und zu Fuß, daß sie sich nur im Schritt bewegen konnten. Die Durchgänge am untern Ende des Kohlmarktes waren damals halsbrecherische Engpässe — gradaus durch den alten Thurm mit dem schmalen Thorbogen, oder abseits durch Gäßchen, worin zwei wohlbeleibte Fleischhacker kaum neben einander Raum fanden. Ein umgestürzter Schubkarren war im Stande, den Verkehr bis zur Herrengasse zu stauen.

In einer der Kutschen blähte sich, hochmüthigen Aussehens wie ein schweifspiegelnder Pfau, der Freiherr von Pardal. Er schien durch den Stolz in Miene und Geberde ersetzen zu wollen, was seinem



Aufzug an Glanz mangelte. Und dieser Mangel fiel in der gleißenden Umgebung besonders zudringlich in's Auge. Vor der Carrosse mit ihren schwindenden Farben traten nur zwei Pferde einher, deren dürre Glieder nicht die mindeste Ungeduld über das hemmende Gedränge kund thaten. Sie wären offenbar noch lieber ganz stehen geblieben, um schwermüthige Betrachtungen über ihr Loos anzustellen. Auf dem Bock kauerte ein Häuschen Unglück, das sich für einen Kutscher ausgab. Auf dem Trittbrett klammerte sich eine Jammergestalt an die Haltriemen, damit der Wind sie nicht von danne wehe. Die gelbe Livrée mit den rothen Borten war durch Ocker und Ziegelmehl leidlich aufgefärbt für Augen, welche nicht so nahe hinsahen, daß sie den zunderartigen Zustand des Tuchs unterscheiden und die längst verblichenen Besätze aus gewobenen Metallfäden wahr nehmen konnten. Dem edlen Herrn war die gesammte Dienerschaft entlaufen. In der letzten Zeit hatten die Leute nur ausgeharrt, um ihres rückständigen Lohnes halber das Haus belagert zu halten; nachdem aber große und kleine Livrée vollends zu Grunde gegangen und der Hunger unerträglich geworden, hatte ein sündiger Kopf unter ihnen herausgerechnet, daß sie nicht eben nöthig hätten, die Belagerung an einer Stelle fortzusetzen, wo sich keine Lebensmittel mehr

fanden, sondern am besten thun würden, ihr Stück Brod anderwärts zu suchen und allenfallsige Mußestunden zu »Besuchen« bei ihrer ehemaligen Herrschaft zu verwenden. Diesen Entschluß, der schon seit längerer Zeit gekeimt, hatte ein besonderer Umstand zur Reife gebracht. In allen Vorgemächern hieß es nämlich, der Rechtsstreit um das Erbe von Sperberseck nehme eine üble Wendung für Pardal. Der Geheimschreiber eines hohen Herrn hatte gegen das Frauenzimmer im Harrach'schen Palast bedenkliche Andeutungen darüber fallen lassen. — Das Zerstreiben des Hausstandes, an sich eine schwere Demüthigung, war dazu nicht anders ausgelegt und aufgenommen worden, als ob die Ratten ein Schiff verlassen hätten; wer etwas zu fordern hatte, drang auf Zahlung, und was noch schlimmer war, niemand wollte mehr ohne baare Bezahlung etwas liefern. Mithin hatte der Freiherr allen erdenklichen Grund, das Haupt in den Nacken zu werfen, wenn er sich nur einigermaßen ein Ansehen geben wollte, was er auch, wie gesagt, aus Leibeskräften that.

Zu Hause angelangt, stieg er mit der unerschütterlich ernsten Würde aus, wie sie seiner schwarzen Hoftracht von spanischem Zuschnitt geziemte. Niemals hat wohl ein Don aus Altcastilien mit feierlicherem Anstand den Mantel über dem

spitzen Ellbogen getragen und darunter die linke Hand auf den Griff des schier wagerecht hinausgestreckten Degens gestemmt. Der Diener, welcher ihm vertrat, drehte sich aus der dunkeln Stiege plötzlich um und redete ihn an: »Der gnädige Herr hat von Seiner Majestät ein großes Starnitzl bekommen.« — »Wo steht das geschrieben, Hendrik?« — »Auf dero hochfreiherrlichem Gesicht. Wenn seine Gnaden aus der Audienz kommt, weiß ich jedesmal, ob Seine Majestät mehr oder weniger großmüthig gewesen.«

Hier wird zu wissen seyn, daß Pardal zu jener zahlreichen Classe von vornehmen Krippenreitern gehörte, welchen der Kaiser hie und da eigenhändig eine Reiterzehrung zu verabreichen pflegte. Seine Majestät hatte zu diesem Behufe immer eine Anzahl von Papierhülsen mit einer größeren oder geringeren Anzahl von Dukaten zur Hand liegen. Das Hofgesinde nannte diese Dukaten mit dem goldenen Füllsel kurzweg »Starnitzl,« und die Empfänger derselben »Audienzbrüder.«

»Was geht's dich an, Hendrik,« fragte der Freiherr, »wenn die kaiserliche Majestät in ihrer Huld und Gnade sich, allenfalls bewogen gefunden, dero unterthänigstem Knecht eine Ergötzlichkeit zuzuwenden? Du wirst dir doch nicht einbilden, daß der Kaiser einem hochgeborenen Herrn ein Almosen

zu des Lebens gemeiner Nothdurft schenke? Wenn er unsereinem etwas verehrt, so ist es nur darum, daß wir mit Ehren in einer Assemblée erscheinen und uns ohne Beschämung an den Spieltisch setzen können. Hoffentlich unterfängst du dich nicht, an einen Vorschuß auf unsere Abrechnung zu denken?« — »Wie kommt der gnädige Herr nur zu so einem schmähhlichen Verdacht gegen den treuesten seiner Diener?« versetzte Hendrik. »Diene ich ihm darum seit dreißig Jahren —« — »Nun, Hendrik,« unterbrach ihn Pardal, »was begehrst du denn, wenn kein Geld?« — »Der edle Herr hat die Ehre des Hauses in der Assemblée aufrecht zu halten,« antwortete der greife Diener, »und ich in der Schenke. Ich weiß gar nicht mehr, wie braunes Bier schmeckt. Der Kellnerin im Michelerhaus bin ich über zwei Gulden schuldig. Mannsfeld, Nostitz, Heister, Fünfkirchen, Lobkowitz und Esterhazy deuten mit Fingern auf seiner Gnaden Livrée. In der Assemblée bei der Frau Gräfin von Rabutin haben wir vor drei Tagen Gift und Galle geschluckt, und nur darum ist der Läufer davongelaufen.« — »Ich verstehe, mein Alter,« sagte Pardal, »und gebe dir recht. Nimm das, löse dein Kerbholz ein und trinke auf unseres Hauses Glanz, der nur erloschen scheint, um sofort dem Monde gleich wieder zuzunehmen.«

Der Freiherr nahm seinen Weg durch die Küche in die inneren Gemächer, weil er vermuthete, daß er im Vorzimmer zudringliches Volk treffen würde, mit dem zu reden er für überflüssig hielt. Die Vermuthung traf den Nagel auf den Kopf. Das Gemach war von Leuten angefüllt, mit denen Hendrik in diplomatische Unterhandlungen trat. Den Tafeldecker beschwichtigte der Diener, indem er eine Mahlzeit bestellte, die gleich bei der Ablieferung bezahlt werden sollte; die andern unternahm er mit Redensarten zu vertrösten.

Pardal fand seine Tochter in Thränen. Ihre Jungfer, nach der Redeweise jener Zeit »Kammermensch« geheißen, hatte ihr angekündigt, daß sie sich einen andern Dienst suchen wolle und zur Deckung ihrer Forderungen des Fräuleins Gewand mitnehmen werde. — »Laß sie ziehen, die undankbare Kröte,« lächelte der Vater, »Und gib ihr die armseligen Fähnlein mit. Du bekommst ja neuen Plunder. Von Stunde zu Stunde kann der Freund des Herrn von Palizada kommen, welcher die Erlaubniß für ihn erbittet, dir aufzuwarten. Ich wundere mich ohnehin, daß er drei Tage damit gezögert.«

Lucie wischte sich die Thränen von den Wangen und fragte voll Erstaunen: »Weiß denn der Herr Vater nicht, was in der Welt vorgeht? Aus ist es und vorbei mit der ganzen Herrlichkeit!« — »Marktgeschwätz,

mein Kind!« entgegnete Pardal; »die Leute sagen ohne Grund, daß unser Rechtshandel verloren sey. Und wenn er's wäre, und wenn zur Stunde der wackere Robert nicht mehr allein de la Torre Palizada hieße, sondern auch noch Sperberseck dazu, so wäre erst nichts verscherzt. Der Freiherr Robert von Sperberseck ist deiner schönen Augen Sklave auf Tod und Leben, und die Angelegenheit so gut wie besiegelt und verbrieft, wenn nicht etwa dein Sinn sich flutterhaft gewendet. Hättest du vielleicht um seiner Langsamkeit willen dem armen Robert deine keimende' Gunst entzogen?« — »Robert ist mir werth, nach wie vor,« entgegnete das Fräulein; »er wäre mir als Freier genehm.« — »Er *wäre* nur? Warum ist er's nicht?« — »Ich sage ja, der Herr Vater weiß nicht, was in der Welt vorgeht. Hat er denn nicht vernommen, was des Tages große Neuigkeit ist? Weiß er nicht, daß Palizadas todtgeglaubter Neffe sich wiedergefunden, der Sohn seines älteren Bruders, welchem Erbschaft und Ansprüche gehören?«

Pardal sank in einen Sessel. Seine Fassung war erschüttert. »Das wird nicht seyn!« seufzte er. — »Es ist!« fiel die Tochter ein. »Vor einer Stunde war die Auersperg Resi bei mir, um mir mit liebevoller Theilnahme die angenehme Neuzeitung beizubringen. Der junge Palizada, der als ein liederlicher Bube dem

Vaterhause entlaufen und seitdem verschollen war, ist unversehens aus der türkischen Sklaverei zurückgekehrt, um sein Erbe zu verlangen. Don Robert ist dadurch zu Grunde gerichtet.«

»So nimmst du den Jungen für den Alten,« meinte Pardal, der inzwischen seine Fassung wiedergewonnen; »der Tausch ist gar nicht so übel.« — »Der Junge ist zum Krüppel geschossen; auch wird sich der Oheim wohl hüten, ihn als Ersatzmann zu stellen. Das wäre schmähhlicher Verrath.«

Der leidenschaftlich schmerzliche Ausdruck, welchen Lucie in diese Worte legte,« erfüllte den Vater mit trübseliger Sorge »Ich will nicht hoffen,« sagte er, »daß der alternde Anbeter dir in's Herz gewachsen ist?« — »Und wäre er's,« antwortete das Fräulein, »so bin ich darum nicht weniger eine gute Tochter, die ihre Pflicht kennt. Aber soll ich den Namen Pardal führen, ohne daß mein Herz sich bei dem Gedanken empörte, einen Mann, den ich zu Hoffnungen auf meine Gunst berechtigt, als Freiwerber eines andern vor mir zu sehen? Schon die Vorstellung eines solchen Hohnes jagt mir alles Blut zur Stirne.«

Der eintretende Hendrik meldete, die Herren von Palizada seyen in zwei Kutschen mit Vorreitern und Lakaien in Gala vorgefahren. Im Vorzimmer stehe ein

klafterlanger Mohr in feuerrother Seide, um sie anzusagen. »Zur Hölle mit dem Schwarzen!« fuhr Lucie heraus. — »Das heißt,« ergänzte der Freiherr, »sobald sein Dienst ihm Muße dazu gönnt. Fürs erste hat er den Herren zu vermelden, daß sie willkommen seyen. Führe sie in's Empfangzimmer, Hendrik. Ich lege indessen das Hofkleid ab und werde gleich erscheinen.«

Der Diener ging. Pardal hieß seine Tochter die Besucher empfangen. »Der Herr Vater vergißt,« erwiderte Lucie verdrießlich, »daß meine Hofmeisterin entlaufen ist.« — »Man meldet sie krank,« sagte Pardal ruhig, »und das Kammermensch kann dich begleiten. Sey kein Kind, mein Engel! Wer weiß, ob alles wahr ist, was die boshafte alte Jungfer dir gesagt. Der Neffe ist vielleicht der Sohn eines jüngeren Bruders oder gar nur einer Schwester.«

Der Trost verfiel. Was wir wünschen, halten wir ohne sonderliche Selbstverleugnung ja so leicht für möglich. Lucie hoffte nicht nur, sondern war schon zum voraus überzeugt, daß der Oheim, eben so wie für ihr Herz, nicht minder auch in allen Beziehungen der Angelegenheit die erste Stimme spiele. Ihre Zuversicht sollte indessen, statt zu wachsen, gar bald in's Wanken kommen. Schon bei der ersten Begrüßung zeigte Robert ein Gemisch von



schüchterner Befangenheit, wie sie früher ihm nicht eigen geschienen, und von gleichsam väterlicher Würde, an die er drei Tage früher nie gedacht, wogegen Diego mit jener Sicherheit auftrat, welche das Bewußtseyn einer Anwartschaft zu verleihen pflegt.

Der Junker sah übrigens ganz anders aus, als Lucie sich zum voraus eingebildet. Er glich keineswegs dem verlorenen Sohn, welchem zuerst das wüste Leben und dann die Noth ihren Stempel aufgeprägt. Noch weniger war er ein Krüppel. Die vermeintliche Jammergestalt mit den fahlen hohlen Wangen, den erloschenen Augen und den verstümmelten Gliedmaßen zeigte sich als ein wohlgewachsener Jüngling, von frischer Gesundheit und ausgezeichnete Schönheit, und wenn auch sein eines Bein unverkennbar schadhafte war, so erschien — wie selbst des Fräuleins böser Wille nicht zu leugnen vermochte — der kleine Mangel wie eine herbe Würze der gesammten Vorzüge dieser jedenfalls ungewöhnlichen Erscheinung voll mannhafter Schönheit in der Blüthe unentweihter Jugend. Lucie erinnerte sich, dieses Antlitz bei Fackelschein bemerkt zu haben. An jenem Abend hatte sie unbedenklich ein paar ausdrucksvolle Blicke mit den prächtigen Feueraugen gewechselt, die ihrer damaligen Voraussetzung nach einer Person ohne

Bedeutung gehörten. Die Erinnerung an dieses lose Spiel hochmüthiger Gefallsucht machte ihr jetzt vollends eine Zurückhaltung zur Pflicht, mit der ihr Herz ohnehin einverstanden war, da Roberts Schüchternheit ihr Diegos Zuversicht doppelt verhaßt erscheinen ließ, — eine Zuversicht, welche der weibliche Scharfblick nicht verkannte, obschon Blick, Wort und Geberde Diegos auch nicht die leiseste Spur von Dreistigkeit aufwies; sein Benehmen entsprach den strengsten Anforderungen der Höflichkeit, seine Rede klang bescheiden, und auch *seine* Blicke waren anders beschaffen als am Abend des Auflaufs der Fackelbuben beim Stockmeisen.

Die drei nahmen Platz und plauderten in französischer Sprache von den gleichgültigsten Dingen, so daß die Kammerzofe, welche hinter dem Sessel ihrer Gebieterin stehen blieb, nichts von der außerordentlichen Bewegung wahrnahm, welche im Innern der Gedanken auf und ab wogte. Die französische Sprache, in der Gesellschaft damals schon allgemein üblich, hatte zu jener Zeit vor der deutschen die Leichtigkeit des Ausdrucks voraus, schon darum, weil sie die überaus schwerfällige Anrede in der dritten Person zu umgehen vergönnte, anderer Hemmschuhe steifer Förmlichkeit nicht zu gedenken.

Der Freiherr ließ nicht lange auf sich warten. Er begrüßte den älteren Palizada mit unverkennbarer Herzlichkeit, und den jüngeren nicht ohne Wohlwollen, obschon er sich der Bemerkung nicht enthalten konnte, daß der Junker die auffallendste Aehnlichkeit mit einem gewissen Meister Le Trouveur besitze, welcher auf dem Pflaster von Wien umherhinke und den man ihm von weitem gezeigt habe. — »Besagter Meister war ich selber,« fiel ihm Diego in die Rede, um dann mit stolzer Unbefangenheit erklärend hinzuzufügen, was zu wissen nöthig schien.

Der junge Mann hatte in wohlverstandener Berechnung mit dem Oheim verabredet, mit ruhigem Freimuth von seinen Schicksalen zu reden, die doch nicht verschwiegen bleiben konnten, so daß er nur ins eine schiefe Stellung gerathen wäre und allenfallsigen Neidern Waffen in die Hände gegeben hätte, wenn er aus falscher Scham versucht, einen Schleier über die Vergangenheit zu ziehen.

Lächelnd hörte Pardal ihn an, um dann zu sagen: »Eure zerschelltes Knie wiegt jetzt eine Ehrenkette auf.« Er betonte das »jetzt« auffallend stark, so daß Diego sich nicht enthalten konnte, ziemlich spitzig darauf zu antworten: »Dein armen Sprachmeister trug es nur einen Spitznamen ein, als er über das Pflaster

der Hauptstadt hinkte.« — »Das Wasser fließt zum Bach,« erwiderte Pardal achselzuckend; »das ist einmal der Welt Lauf. Und seyen wir gerecht, mein werther junger Herr. Seine Majestät kann sich doch unmöglich damit befassen, jedem armen Schlucker nachzuspüren, welcher bei der türkischen Belagerung einen Denkkettel davon getragen; und so habt Ihr es lediglich Euch selber zuzuschreiben, daß Eure Verdienste unbeachtet blieben, da Ihr Euch freiwillig unter den gemeinen Haufen versteckt, statt Euern Namen und Euer Wappen geltend zu machen. Ich wette darauf, daß Ihr auch nicht Einen Versuch gemacht habt, zur Audienz zu kommen.« — »Davor bewahre mich der gnädige Himmel,« rief Diego eifrig; »lieber hätte ich Pferde gestriegelt und Holz gehackt, wie als Audienzbruder unserem Herrgott den Tag gestohlen.«

Pardal biß sich aus die Unterlippe, Lucie wurde roth vor Zorn und Scham. Ohne nur zu ahnen, daß er auf einen schmerzenden Leichdorn getreten, fuhr Diego arglos fort: »Jetzt, wo ich wie ein Cavalier zu Hof fahren kann, werde ich nicht versäumen, den Ausdruck meiner Ehrfurcht an den Stufen des Thrones niederzulegen.« — »Auf morgen sind wir zur Aufwartung beschieden,« sagte Robert und lenkte sofort das Gespräch in eine andere Bahn, wobei er so

geschickt verfuhr, daß er sich ohne Zwang mit dem Freiherrn in eine Fensternische verlieren konnte, während die jungen Leute über Dinge sprachen, welche nicht der Rede werth schienen.

Diego richtete nicht viel bei der Schönen aus. Von den Blicken, wie sie ihm bei Fackelschein am Graben so reichlich zu Theil geworden, eroberte er auch nicht einen bleichen Abglanz. Lucie war sichtlich zerstreut. Sie strengte sich an, etwas von dem zu vernehmen, was die Herren in der Fensterbrüstung flüsterten. Von ihr war die Rede, das verstand sich von selber. Auch schien es ihr ein böses Vorzeichen, daß Robert mit dem Vater sprach, weil das daraus deutete, daß er nicht von sich und mithin nicht so redete, wie sie es gern gehabt hatte. Wenn er um sie für sich freien wollte, mußte er ja einen andern schicken. Beschämung und Ingrimm kämpften in des Fräuleins Seele. Diegos Worte klangen indessen in ihrem Ohr wie das Sausen eines Mühlrades, und wenn sie dabei auch nicht stumm blieb, so wußte sie doch nicht, was sie eigentlich sprach. Wie gut war es für Robert, daß er nicht in Luciens Gedanken lesen konnte! Ihr Zürnen hätte ihn zur Verzweiflung getrieben, ihr Gram ihm das Herz abgestoßen. Ohnehin litt er wahre Höllenpein, während er mit übermenschlichem Muthe vollführte, was er zu thun sich vorgenommen.

Die Unterhandlung gedieh zum Schlusse, welchen Robert voraus gesehen. Er war von Anbeginn darauf gefaßt gewesen, sein Todesurtheil zu vernehmen; dennoch konnte er nicht umhin, mit der Miene eines armen Sünders den »günstigen« Bescheid anzuhören, daß auf vorhergegangene förmliche und feierliche Anfrage sein Neffe die erbetene Vergünstigung erhalten werde, dem Fräulein von Pardal *aufzuwarten*. Aufwarten hieß nach dem herrschenden Sprachgebrauch sich um die Gunst seiner Erkorenen bewerben; ein Cavalier, welcher die Erlaubniß dazu erhalten, war zwar noch nicht mit der Liebsten versprochen, aber er durfte sich immerhin als den künftigen Verlobten ansehen.

Die Besucher schieden, der ältere mit tausend Felsen aus dem Herzen, der jüngere nicht halb so freudig, wie er gekommen. Diego fühlte in seiner Seele ein Frösteln, dessen Ursache er sich nicht zu erklären wußte, und vernahm die Freudenkunde aus des Oheims Munde mit einer Miene, welche gar nicht übel zum Leichenbitterton des Hochzeitboten paßte.

An demselben Tage noch erfolgten Anfrage und Bescheid. Diego säumte nicht, die Verpflichtungen zu erfüllen, welche die Sitte ihm verschrieb. Lucie erhielt prächtige Kleider, die gesammte Dienerschaft wurde mit Gewand und Livrée stattlich herausgeputzt. Und

die Zahl besagter Dienerschaft war nicht mehr so geringfügig wie Tags zuvor; das entlaufene Gesinde war reumüthig zurückgekehrt, sobald die große Neuigkeit von der bevorstehenden Verbindung bekannt geworden, was mit der Schnelligkeit des Lauffeuers geschehen. Pardal hatte die Wiederleistenden zwar mit einer derben Strafpredigt empfangen, aber doch zu Gnaden aufgenommen. Gleich den Dienern leisteten auch diejenigen Abbitte, welche kurz vorher noch ungestüme Mahner gewesen. Ihre Grobheit hatte sich in kriechende Demuth verwandelt, seit sie wußten, daß die glänzende Erbschaft von Sperberseck dem Streite entrückt war und in kurzer Frist zum gemeinsamen Vortheil der bisher hadernden Parteien flüssig werden mußte. Alle Gläubiger bewarben sich mit Eifer um die Ehre, das Maß ihrer Forderungen durch neue Lieferungen vergrößern zu dürfen.

Der geschmeidige Unterhändler und häufig verhöhnnte Vertröster Hendrik war jetzt ein Gönner, dessen Fürsprache mit Gold aufgewogen wurde. Der Roßtäuscher füllte den Stall mit Pferden; Wagner und Riemer brachten unaufgefordert neue Kutschen und Geschirre; der kaiserliche Oberkriegs- und Hoffactor Samuel Oppenheimer stellte von freien Stücken seine Kasse zur Verfügung des Freiherrn, der ein paar

Wochen früher vergebens ein kleines Darlehen begehrt hatte. Dazu ward das Haus nicht leer von Besuchern. Die Kutschen drängten sich in der Gasse, So oft Pardal zu Hause speiste, ließen sich Gäste ansagen, um — wie die gebräuchliche Redensart es ausdrückte — »seiner Gnaden bei Tafel aufzuwarten.« Und wenn Lucie früher, so oft sie in eine Abendgesellschaft oder zu einer Mahlzeit zu gehen gewünscht, immer einige Mühe gehabt, eine Frau zu finden, die sie unter ihre Flügel nehme, so hatte sie jetzt statt jener beschämenden die schmeichelhafte Arbeit, sich unter zahlreichen Gönnerinnen eine Mutter auszusuchen. Die einzige Schwierigkeit für sie bestand nur darin, durch ihre Wahl sich keine gefährliche Gehässigkeit von Seiten der Zurückgesetzten zu erwecken, weßhalb sie nicht versäumte, jedesmal den Rath ihres Vaters einzuholen.

Sie war in allen Stücken ein folgsames Kind. Dem Vater zu Liebe ließ sie sogar nicht einmal das geringste davon merken, wie schwer ihr der Gehorsam geworden. Während Pardal wähnte, seine Tochter theile die Ansicht, daß sie einen guten Tausch gemacht, indem sie den Neffen für den Oheim zum Freier erhalten, konnte sie immer noch nicht den Gram darüber verwinden, sich in dem einzigen Mann getäuscht zu haben, für den sie jemals eine keimende



Neigung empfunden. Ihr Stolz fühlte sich auf's tiefste verletzt. Robert hatte sich, wie sie voraussehen mußte, nur um ihre Gunst bemüht, weil er den Rechtsstreit beizulegen wünschte, und sich zurückgezogen, sobald er die Möglichkeit gefunden, auf andere Weise zum Ziele zu gelangen. Und da nun bekanntlich das Menschenherz ein Ding voll eitler Widersprüche ist, so geschah es, daß die Kränkung den Liebespfeil, der ursprünglich gewiß nicht allzu tief gesessen, bis über die Widerhaken in's Herz trieb, so daß mit dem Ingrim zugleich die geheime Neigung für den alternden Oheim wuchs.

Den inneren Zwiespalt hatte Diego zu entgelten, vielleicht fast ganz allein und jedenfalls vor allen andern. Das Herkommen wollte, daß ein »*Fräulein Dame*« dem aufwartenden Cavalier seine Aufgabe erschwere, und nie zuvor war diese Vorschrift getreulicher erfüllt worden. Die Gebieterin schien sich vorzukommen wie jemand, der für kurze Erdenlust dem bösen Feind seine arme Seele verschrieben, und nun bis zum Verfalltage so recht mit schadenfrohem Behagen den dienstbaren Geist durch Wogen und Flammen hetzt.

---

Die Palizadas bewohnten ein Haus in der Vorstadt,

anmuthig zwischen den Weingärten unfern des kaiserlichen Lustschlosses Favorita gelegen. Die wachsende Stadt hat seitdem jene ländliche Gegend längst versteinert. Wo Reben grünt und Trauben glühten, starren jetzt Häuser, Wand an Wand in endlos langen Reihen. Ein heiterer Herbsttag schien so frühlingsmäßig nieder, daß er ohne die bunten Farben des absterbenden Laubes den Lenz bis zur Täuschung nachgemacht hätte. Derlei schöne Tage im Spätling gehören unter dem launenhaften Himmel von Wien so wenig zu den unerhörten Seltenheiten, als etwa mitten im Sommer ein frostiger Landregen von sechzig Stunden.

Diego folgte der Einladung des goldenen Morgensonnenstrahls, der ihn in den Garten lockte. Er hatte auf weichem Pfühl hinter seidenen Vorhängen geruht, oder eigentlich nur gelegen, denn statt des sanften Schlafes von ehedem hatte er in langen Zwischenpausen die Süßigkeit des Bewußtseyns genossen, sich auf einem Lager umherzuwälzen, das mit seinen nächsten Umgebungen die einen Bauernhof werth war. Gegen Morgen waren mit dem krankhaft drückenden Schlummer, wie er nach einer beunruhigten Nacht sich gerne einstellt, auch die fieberhaft grellen Traumbilder nicht ausgeblieben, welche unbedingt dazu gehören, wie die Farben zum

Regenbogen. In diesen Träumen hatte die Dirne mit dem Kopftuch eine Hauptrolle gespielt, und die Erinnerung daran vergällte jetzt dem Lustwandler im Garten die sonnige Erholung, die einzige Stunde des Tages welche ihm allein gehörte.

Diego traf den Oheim, welcher eben so frohmüthig dreinschaute wie er selber. — »Oheim,« sagte der Junker, »die Pardals sind doch eigentlich in Wien Fremde, so gut wie wir. Sie stammen gleich uns aus Spanien, sie sind eben so auch in Flandern ansässig, und die Güter von Sperberseck liegen meines Wissens im rheinischen Lande.« — »Was gedenkst du damit zu beweisen, mein Junge?« fragte Robert. — »Daß wir rechte Affen sind, indem wir uns der lästigen Sitte eines fremden Landes bequemen. Hätten wir denn nicht Recht und Fug, die Freierei in derselben Weise zu betreiben, wie unsere Väter und Großväter vor uns gethan?« — »Mit den Wölfen muß man heulen, mein Junge.« — »Wer zwingt uns denn, unter den Wölfen zu bleiben? Warum gehen wir nicht sofort nach Brüssel, wohin später zu ziehen wir doch bestimmt scheinen? Denn in Wien sind wir nur geduldete Gäste, während wir im Niederland zum landsässigen Adel zählen und von niemand über die Achsel angesehen werden, wie uns hier von Seiten der deutschen Landherren, der ungarischen Magnaten, der

böhmischen Cavaliere widerfährt, in deren Augen Spanier, Niederländer und Italiener von zweifelhafter Herkunft sind.«

Robert schüttelte bedenklich das Haupt. Er begriff nicht, wie sein Neffe inmitten seines Liebesrausches zu so nüchternen Betrachtungen gekommen; er würde seine Gedanken auch keineswegs verschwiegen haben, wäre nicht Gervais von der Fleet gemeldet und vorgelassen worden. Diego hatte den Landsmann, der Tags zuvor sich zur Aufwartung eingestellt, zu der frühen Stunde bescheiden lassen, als der einzigen, die ihm gehörte. Er ging dem Besucher entgegen, während der Oheim eine andere Richtung einschlug.

»Mein guter Gervais,« redete Diego den alten Zeitkameraden an, indem er ihm die Hand reichte; »wir sind hier unter uns und wollen die Zeit nicht mit unnützen Umständlichkeiten verderben. Ich will Euch wohl, wie Ihr wißt; ich bin in die Lage gekommen, diesem Wohlwollen einen thatsächlichen Ausdruck zu geben. Ihr werdet hoffentlich nicht zu stolz seyn —« — »Don Diego,« fiel ihm Gervais lächelnd in die Rede, »von allen sieben Todsünden ist mir keine so fremd, als die Hoffahrt. Ich kenne weder den Ehrgeiz noch den Bettelstolz. Aber wenn ich auch kein ausgemachter Lump wäre, so seyd Ihr vornehm und reich genug, um meinesgleichen nicht zu beschämen,

wenn Ihr etwas hergebt. Macht also keine Umstände, mein edler Herr, wenn Ihr dem längst entflohenen Albertusthaler Eures alten Majordomus einige Silberlinge oder etwelche Dukaten hinzufügen wollt.« — »Das versteht sich von selbst und ist nur Nebensache, aber ich möchte etwas Dauerndes für Euch thun.« — »Gebt Euch keine Mühe, gnädiger Herr,« hob der verlorene Sohn wieder an; »ich erwarte von Euch eine Gönnerschaft ungewöhnlichen Schlages. Ich will nicht an Eurer Seite gefochten haben, damit Ihr durch Euern Einfluß mir irgend ein Amt verschafft, wobei mir zugemuthet wird zu arbeiten. Wollte ich fleißig und ordentlich seyn, so bedürfte ich keines Gönners, deren ich mir schon ein Dutzend verscherzt habe, weil sie derlei Forderungen stellten, denen ich nicht genügen mag. Wenn Ihr es machen wollt, wie die andern, so mache ich es Euch, wie ich es ihnen gemacht. Ich danke für jeden Dienst, der mir irgend eine Mühe auferlegt. Das heißt,« fügte Gervais hinzu, »ich nehme ihn an, weil mir eben das Wasser an den Hals geht; aber ich sage Euch voraus —« — »Ich verstehe,« unterbrach ihn Diego; »noch mehr: ich stimme Euch bei, nämlich in dem einen Punkte, daß Ihr berechtigt seyd, von mir eine ungewöhnliche Art von Gönnerschaft zu erwarten. Ich werde also damit anfangen, Euch kleiden zu lassen,

damit Ihr unter den Leuten ein Ansehen habt.«

Mit einem Blick auf sein verschlissenes Gewand versetzte Gervais achselzuckend: »Den Ueberzug nehme ich gerne an, obschon aus andern Gründen, als Ihr ihn geben wollt. Der Winter steht vor der Thüre und wird die Schwelle überschreiten, auch wenn wir nicht herein rufen. Der neue Plunder wird in acht Tagen freilich nicht besser aussehen, wie der alte, aber warmhalten wird er mich, und daraus kommt es ja eigentlich an.« — »Wohnung, Kost und Taschengeld erhaltet Ihr im Hause,« fuhr Diego fort, »und sollt nichts dafür zu thun haben.«

Gervais schüttelte das Haupt; »Bitte gar schön,« sagte er, »laßt mir meine Freiheit.« — »Wer will sie Euch denn schmälern?« fragte Diego, um dann hinzuzufügen: »Uebrigens sagt selber, was Ihr wünscht; Ich will Euch nicht bestimmen.« — »Das ist ein Wort, mein edler Herr!« rief Gervais vergnügt. »Ihr seyd die Perle — aller Gönner. Erlaubt mir, daß ich bei Euch den Audienzbruder spiele.« — »Zugestanden,« lächelte der Junker. »Hier ist gleich das erste Starnitzl.« — »Gott lohne Euch Eure Großmuth, Don Diego,« rief Gervais, »und sein Erbarmen mache Euch die Hölle so wenig heiß wie möglich, nachdem er in seinen Zorn sich doch einmal bewogen gefunden, Eure thörichten Wünsche zu

erfüllen. Ich aber eile stehenden Fußes zum Michelerbierhaus. Dies bleiche Fevi soll mir eine steife Maß Einbock kredenzen, die ich auf Eure Gesundheit in *einem* Zuge ausblasen will.« — »*Die bleiche Fevi?*« wiederholte Diego. — »Sie sieht übel aus,« versetzte Gervais gleichmüthig, »und wenn es so fort geht, wird sie die Schwindsucht bekommen. Schade um das arme Ding! Sie ist eine gute Seele. Ich glaube, daß sie mich nicht mahnen würde, und wenn ich ihr zehn Gulden schuldig wäre.«

Dem Hörer fuhr ein Stich durch die Seele. Der Schmerz war aus Gewissensbissen und Eifersucht zusammengesetzt. Bevor Diego aber etwas sagen konnte, erschien der Kammerdiener, um den jungen Herrn zu mahnen, daß es die höchste Zeit zum Ankleiden sey, da der Läufer mit dem Bescheid zurückgekommen, daß die Gebieterin um halb zehn Uhr zur Kirche fahren werde.

Hier ist zu wissen; daß die vielfachen Obliegenheiten — des aufwartenden Cavaliers früh Morgens damit anfangen, der Erkorenen einen Blumenstrauß zu senden, den sie an der Brust zu tragen verpflichtet war; sein Bote hatte sich zu erkundigen, wie sie geruht und was sie für den Tag vorhabe. Da nun meistens der Bescheid kam, daß sie sich zur Kirche begeben werde, wie es damals auch an

Wochentagen fast allgemeines Herkommen war, so begann der Dienst schon am frühen Vormittag.

Gervais entfernte sich mit dem halblaut gemurmelten Sprüchlein: »Hoffahrt will Zwang leiden!« Diego folgte mit trübseliger Miene dem Diener, um sich wie eine Puppe aufputzen zu lassen. In seinen Gedanken sprach er dazu: »Ich habe der Dirne nichts versprochen. Mein Bewußtseyn ist rein. Wenn sie sich mehr eingebildet, als zu erlangen war, desto schlimmer für sie. Aber wissen möchte ich nur, weßhalb michs verdrießt, daß sie den lumpigen Schreiber zum Tröster annimmt?«

Der Thor, ihn verdroß, was ihm hatte schmeicheln dürfen. Genofeva sah in dem armen Schelm eine Hinterlassenschaft des Mannes, der ihr ein lieber Todter geworden; sie dachte nicht daran, mit Gervais viel zu reden, geschweige denn sich von ihm trösten zu lassen, sondern war nur entschlossen, ihm Wohlthaten zu erweisen, deren er zu bedürfen schien; deßhalb schrieb sie seine Zeche mit Kohle in den Schornstein.

---

Lucie erhielt frühen Besuch. Die alte Herzogin von Castello Conegliano hatte sich plötzlich entsonnen; daß des Fräuleins Mutter ihre Base gewesen. Schon



längere Zeit zuvor hatte Pardal der Herzogin diesen Umstand in das Gedächtnis zurückzurufen vergebliche Schritte gethan; jetzt war sie von selbst auf die Entdeckung gekommen und sofort zu Lucie gefahren, um ihre Stelle als Muhme einzunehmen. — »Gestern bin ich vom Lande hereingekommen,« sagte sie, »um Eure Willen allein, denn ich wäre wenigstens sechs Wochen noch draußen geblieben, wenn ich nicht zufällig erfahren, daß Ihr die Aufwartung eines Cavaliers annehmt und mithin dringender denn je einer Mutter bedürft.«

Diego, der fast unmittelbar hinter der Herzogin eingetreten, vernahm diese Worte. In seinen Gedanken meinte er, daß er, wenn ihm die Wahl zustände, seiner Holdschafft eine angenehmere Begleitung aussuchen würde, als die gelblederne Alte, welche der Ruf einen Drachen aus Bosheit wie an Geiz nannte. Lucie las ihm diese Gedanken um so leichter von der Stirne, als sie auch die ihrigen waren; weil ihm aber die Herzogin so entschieden widerwärtig schien, fand das Fräulein sie plötzlich ganz erträglich und nahm mit herzlichen Worten ein Erbieten an, das sie zwar nicht geradezu, aber doch mittelbar hätte ablehnen können. Sie stellte den Herrn von Palizada ihrer »Frau Mama« vor.

»Ihr wohnt hier sehr eng, mein Schatz,« hob die Herzogin wieder an; »ich kann Euch aber bessere

Räume bieten. In meinem Palazzino auf der Wieden bewohne ich nur ein paar Gemächer im Flügel, und stelle Euch den Hauptbau zur Verfügung, wenn Ihr die Kosten der Herrichtung nicht scheut.« — Lucie begriff auf der Stelle, daß es der Alten nur darum zu thun sey, die verwahrlosten Säle aus fremde Kosten wieder in guten Zustand gebracht zu sehen; nichts desto weniger klatschte sie freudig in die Hände. — »Wie wird sich mein guter Vater freuen,« rief sie aus, — »wenn er vernimmt, daß wir eine anständige Wohnung zwischen Hof und Garten erhalten sollen! Ich wollte nur, daß die Wände schon bezogen wären.« — Diego versäumte nicht die Erklärung abzugeben, welche das Fräulein erwartet hatte. Er nahm die Angelegenheit auf sich. Die Herzogin fügte in leichtem Tone und gleichsam verloren hinzu: »Ich werde meinem Haushofmeister anbefehlen, Euch den Miethzins so billig als möglich anzurechnen.« — »Gebt Euch keine Mühe, hohe Frau,« entgegnete Diego spitzig; »ich verlange kein Geschenk von Euch, weder ein ganzes noch ein theilweises.«

Die Kutsche war vorgefahren. An und vor der Deichsel scharrten sechs feurige Rosse mit ungeduldigem Huf den Boden. Der Vorreiter auf dem Sattelpferd des Vordergespanns, der Kutscher auf dem Bock bändigten nur mit unverkennbarer Anstrengung

den Ungestüm der edlen Thiere. Diego hob die Damen in den Wagen und bestieg dann sein Reitpferd, um nebenher zu reiten, den Hut in der Hand. Die Herzogin nahm den Ehrenplatz ein, aber der Begleiter hielt sich an der linken Seite, wo seines Herzens Königin saß. Dieser Verstoß gegen die sonst hergebrachte Höflichkeit war im gegebenen Fall des Ritters Recht und Pflicht, hätte sogar »die große Frau« selbst den Ehrenplatz in der Kutsche eingenommen.

Der arme Diego hatte keinen guten Tag. Verstimmt war er schon erwacht. Die verdrießlichen Betrachtungen, welche er über die unnütze Pein der förmlich steifen Bewerbung angestellt, und die Reden des Schreibers hatten seine Laune nicht verbessert. Nun wäre freilich alles wieder gut gewesen, wenn nur ein huldvoller Blick aus der Herrin leuchtenden Augen in die Oede des gelangweilten Gemüths gefallen. Aber eher schien er vom Vollmond einen Liebesblick erwarten zu dürfen, als von ihrer kalten Sprödigkeit. Er hätte sie für ein Marmorbild gehalten, wäre nicht die Erinnerung an die erste Begegnung gewesen, eine Erinnerung, deren Seligkeit sich immer mehr und mehr in Höllenpein verwandelte. Und wie um das Maß der Verzweiflung zu füllen, fügte sich's auch noch, daß Diego trotz des Rädergerassels ganz deutlich vernehmen mußte, wie Lucie sagte: »Mein

Cavalier reitet leider wie ein Schulmeister. Was müssen nur die Leute von ihm denken! Schade, daß die ehrenvolle Ursache des Mangels ihm nichts am Knie geschrieben steht.« — »Tröstet Euch, mein Kind,« spottete die Conegliano; »man sagt ihm dafür nach, daß er sehr hübsche Verse mache.« — »Laßt uns hoffen,« fügte Lucie hinzu, »daß er wenigstens von *diesem* Fehler geheilt sey, für den es keinen türkischen Vorwand gibt.«

Dem Hörer wendete sich das Herz, im Leibe um und um. Die empfindlichsten Fühlfäden seiner Eigenliebe zuckten schmerzlich unter muthwillig zugefügter Pein. Was von seinem Reiten gesagt worden, war böswillige Verleumdung. Er saß mit dem vollkommensten Anstand im Sattel. Das Roß unter ihm warf das Haupt, spielte unruhig mit den Ohren, tänzelte und machte sonst noch mancherlei Künste, welche für die Augen von Fremden darnach aussahen, als werde es von der Laune des Reiters dazu gezwungen, obschon es allerdings ohne Zwang nur eingelernte Stücklein übte. Nicht weniger schmerzte ihn, was Lucie in Beziehung auf seine Dichtergabe geäußert; denn wenn er auch wußte, daß er um des Anstands willen sich nicht mehr mit dem bürgerlichen Zeitvertreib befassen dürfe, so hielt er sich doch zu der Erwartung berechtigt, von der süßen Herrin beklagen

zu hören, daß er seine angenehme Kunst vernachlässigen müsse.

Die Kutsche mit ihrer Begleitung erreichte den Platz und die Kirche zum heiligen Erzengel Michael. Vor dem Bierhause saßen auf der Bank mehrere Gäste, denen die Kellnerin eben einen frischen Trunk brachte. Die arme Fevi sah wirklich blaß und kränkelnd aus, wie Gervais gesagt. Den jungen Herrn befiel bei ihrem Anblick eine gewaltige Angst. Er erwartete, die Dirne werde ihn mit vorwurfsvoll drohendem und das Fräulein mit höhnisch herausforderndem Ausdruck betrachten; es kam aber nicht so schlimm und eben dadurch nur um so schlimmer. Genofeva schien ihre siegreiche Nebenbuhlerin kaum wahrzunehmen; sie heftete einen Blick — nicht des Vorwurfs, nicht des Zürnens, nicht des Spottes, sondern der sanften Theilnahme auf Diego, so daß sie zu sagen schien: »Du bist noch beklagenswerther als ich. Wenn ich auch an gebrochenem Herzen sterbe, so dulde ich doch nicht die demüthigende Pein, zu einem Bild ohne Gnade die vergebliche Wallfahrt zu unternehmen. Ich bin betrogen, du aber bist verschmäht. Ich sterbe in meinem Weh, du aber bleibst zu langer Sklaverei verdammt.«

In solcher Weise wenigstens deutete Diego den

Blick. Seine Dolmetscher waren das Gewissen und die nüchterne Entzauberung, welche beide Hand in Hand sich geltend zu machen begannen, ohne jedoch, wie sie eigentlich gesollt, seine Liebesglut zu dämpfen. Wie er in die Kirche kam, wußte er nicht. Er glich einem Schlafwandler. Wie im Traume reichte er seiner Dame den Weihwedel, nahm er dem Pagen Betpolster und Meßbuch ab, um sie zurechtzulegen. Die heilige Handlung ging vorüber, ohne daß er an etwas anderes dachte, als an Luciens ungerechten Hohn und an Genofevas nur allzuwohl begründetes Mitleid, dessen er sich eben so unwerth fühlte, wie er den grausamen Spott nicht verdient zu haben glaubte.

Der Tag war bestimmt, gleich jedem andern der Prüfungszeit zu verlaufen, doch sollten sich die einzelnen Umstände besonders unliebsam gestalten, als ob des Fräuleins Kälte, der Herzogin bissige Bosheit, des Freiers unwirsche Laune nicht ohnehin die lästige Langweiligkeit genugsam vergiftet hätten. Es ist schon arg genug, wenn einer den lieben langen Tag bei der Liebsten weilt, ohne ein trautes Wörtlein mit ihr kosen zu können; noch ärger wird es, wenn die Angebetete nicht daran denkt, ihn zuweilen durch einen süßen Blick, durch einen verstohlenen Händedruck, durch eine Berührung der Fußspitze unter dem Tisch zu laben; am ärgsten jedoch, wenn sie

für alle Welt, nur nicht für ihn, ermunterndes Lächeln und herausfordernde Blicke in steter Bereitschaft hat. Das aber war bei Lucie der Fall. Sie trieb das eitle Spiel der Gefallsucht mit unerhörter Meisterschaft, während Diego knirschend, aber ohnmächtig in die Kette biß, in die ihn einer der Blicke geschlagen, wie sie jetzt zu hunderten an ihm vorüber blitzten.

Die Pardals waren zur Mittagsmahlzeit beim Grafen Nostitz geladen. Diego hatte sich mithin schuldigermaßen ansagen lassen. Wer zu Wien damals nach unserer jetzigen Ausdrucksweise »ein Haus machte,« hielt zugleich offene Tafel. Zweifelsohne herrschte die Ansicht vor, daß es eben so höflich sey, sich selbst zum andern, wie den andern zu sich einzuladen. Der junge Herr fand gegen die Sache an und für sich nichts einzuwenden, doch war es ihm in seiner verstimmtten Laune nicht gar zu angenehm, ein Haus zu betreten, worin man ihm vor kurzem noch eine Ehre zu erweisen gedacht, die er als Demüthigung hatte ablehnen müssen. Es kostete ihn einige Mühe, bei Nostitz jenen vollkommen gleichgültigen Ausdruck zu behaupten, welcher den Umständen am angemessensten schien. Der Büchsenspanner erschwerte ihm bei Tisch die Aufgabe, weil der Grüne sich nicht enthalten konnte, zwar hinter dem Rücken und flüsternd, aber doch für

Diego verständlich zu einem andern Diener zu sagen: »Zerbreche ich mir Kopf, wer Recht und wer Unrecht hat, ob Baccalaureus, wenn er nicht mit uns essen will, oder Cavalier, wenn er Sprachmeister spielt und Bier zecht?« — »Die Fevi —« wisperte der andere und fügte noch einiges hinzu, was Diego nicht mehr vernahm.

Der junge Herr hatte keine Muße, auf das Geflüster der Lakaien zu lauschen, wenn er zufällig auch gewollt. Aber er fühlte sich nicht einmal dazu aufgelegt. Er mußte den Teller der schönen Nachbarin mit Speise versehen, ihr Glas füllen, das Schüsselchen unter den Becher halten, so oft sie trank, unermüdlich wie ein Staarmatz plaudern, fleißig auf das Wohlergehen seiner Dame trinken, und überhaupt tausend Aufmerksamkeiten für diejenige haben, die ihn zu ihrem Diener angenommen und seine Herrin geworden, seine »Maitresse« nach damaligem Sprachgebrauch, der aber jetzt im Deutschen nichts mehr gilt, weil das Wort seitdem anrühlich geworden.

Lucie von Pardal und Diego de la Torre Palizada waren bei Tische nicht das einzige Paar, welches sich in so seltsamer Weise auf die feierliche Stunde vorbereitete, wo es heißen sollte nach dem Wort der göttlichen Offenbarung: »Und er soll dein Herr seyn.« Ihnen gegenüber saßen ein Fräulein von Aspremont



und ein junger Graf von Flasching, sie Anna, er Leopold getauft. Die beiden standen in demselben Verhältniß, wie Lucia und Diego, nur mit dem Unterschiede, daß die reizende Grafentochter von Aspremont ihrem Ritter seinen harten Dienst in der anmuthigsten Weise zu versüßen wußte. Jede kleine Handreichung belohnte ein huldvoller Blick, ein Lächeln, ein dankbares Wort. Wenn Leopold sprach, so hörte Anna zu; sobald er schwieg, gab sie ihm Bescheid. Sie redete wohl auch mit andern, wie es die gute Lebensart erheischte, aber sie hielt sichs dabei in den strengsten Schranken der Höflichkeit, ihre Augen trieben kein loses Spiel, und indem sie die Huldigungen ihres Zukünftigen entgegennahm, wußte sie deutlich genug an den Tag zu legen, daß sie nur empfangen, um zu vergelten, und gebieten, um zu gehorchen. Diego sah mit Neid auf den Cavalier, der ihm zeigte, wie glücklich er selbst eigentlich hätte seyn können. Lucie machte giftige Augen auf das Fräulein Gräfin, die ihr zeigte, wie sie selbst eigentlich hätte seyn müssen. Statt vom guten Beispiel sich rühren zu lassen, äußerte die Grausame laut genug, um rings umher verstanden zu werden, gegen die Herzogin von Castello Conegliano, daß es sehr übel angebracht sey, einen Mann zu verwöhnen, weil die Männer ohnehin von selber schon zu

anmaßend würden. Der alte Drache gab in stark gepfeffelter Antwort ihrer Schutzbefohlenen recht. Fräulein Anna war nicht auf den Kopf und noch weniger auf den Mund gefallen; sie ließ die mittelbaren Sticheleien nicht unerwiedert, indem sie nur mit ihrem Cavalier und ihrer Mutter zu reden sich den Anschein gab. Wiederum blieben Lucie und die Herzogin nichts schuldig. Aus beiden Seiten wurde man immer giftiger. Diego sagte nichts dazu, weil er seiner Partei im Herzen unrecht gab; Leopold dagegen ließ sich gelegentlich vernehmen, er habe stets gehört, daß das Gewächs vom Schloßhügel zu Conegliano seine Süßigkeit nicht verliere, doch jetzt werde er inne, daß von dort die schärfste Essigmutter stamme.

»Don Diego,« sagte Lucie, »die Herzogin ist sehr nahe mit mir verwandt! — »Und vertritt Mutterstelle bei Euch,« antwortete er, — »Ich weiß nicht, ob Ihr mich verstanden habt?« hob sie wieder an, indem sie einen Seitenblick über den Tisch gleiten ließ. — »Ich beklage,« entgegnete er, »daß meine Antwort Euch nicht vollständig darüber belehrt.«

Die Tafel ward aufgehoben. Der Hader hatte zwar keinen Lärm erregt, doch war er darum keineswegs unbemerkt geblieben. Die Hausfrau beschloß ihn beizulegen, und weil sie von der Voraussetzung ausging, daß die Menschen sich gewöhnlich nur

darum anfeinden, weil sie sich zu wenig oder zu viel kennen, so beschloß sie Frieden zwischen den zwei bräutlichen Jungfrauen zu stiften, indem sie dem »zu wenig« abhalf. Für ein künftiges »zu viel« hatte sie natürlich nicht zu sorgen. Sie verschwand mit Lucie und Anna, angeblich um den beiden einige Stickereien zu zeigen.

Inzwischen trat Diego zu einer Gruppe von Herrn, bei welcher auch Leopold stand, nachdem er — wie der andere auch gethan — pflichtgemäß der Gräfin Nostitz die Bitte nachgesendet, im Frauenzimmer aufwarten zu dürfen. Der Niederländer schnitt ein trutziges Gesicht und machte böse Augen auf Flasching, der seinerseits ihn nicht freundlicher anschaute. Den Mienen nach hätte man die beiden für Nebenbuhler halten dürfen.

»Wir sprachen eben von Euerm Apfelschimmel,« sagte einer der Herrn; »ich möchte ihn Euch feilmachen.« — »Ich besitze ihn erst seit wenigen Tagen,« antwortete Diego; »er hat für mich noch den vollen Werth der Neuheit, welchen ich zu hoch anschlage, um ihn ohne Beschämung in Ziffern auszudrücken. Ich selbst habe zweihundert Dukaten dafür gegeben.« — »Wovon hundertfünfundneunzig dem Bereiter gebühren,« rief Leopold mit böswilligen Spott, der ein allgemeines Lächeln erregte. Diego

freute sich von ganzem Herzen, daß er einen unmittelbaren Anlaß zum Streite mit Leopold erhalten, den er nur ungern wegen der Aeüßerung über das alte Weib zur Rede gestellt hätte. Mit sichtlichem Vergnügen nickte er dem Grafen zu und versetzte dann: »Wir werden diese Berechnung später prüfen und richtig stellen. Sie scheint mir näherer Ergründung werth.«

Ein Kammerdiener unterbrach die mißliebige Erörterung. Er kam, um die beiden Herrn zum Frauenzimmer zu bescheiden und zu führen. Sie benutzten den kurzen Weg, um sich in leisen Andeutungen über Zeit und Ort einer »zufälligen Begegnung« zu verständigen, ohne daß der voranschreitende Diener es merkte. Mit unbefangener heiterer Miene traten sie bei der Gräfin ein, um ihren Damen mit der hergebrachten Kniebeugung aufzuwarten.

Lucie und Anna schienen sich jetzt besser zu verstehen, als bei Tische. Sie drückten sich fleißig die Hände, lächelten sich zu, und beim Abschiede küßten sie sich sogar. Die gute Gräfin Nostitz freute sich im Herzen des gelungenen Friedenswerkes, ohne zu ahnen, daß die Sache schlimmer stand wie zuvor.

Als Diego seine Gebieterin zum Wagen geleitete,

sagte sie: »Der Graf von Flasching scheint ein recht angenehmer junger Herr von liebenswürdigem Umgang.« — »Ich werde es wohl noch erfahren,« entgegnete Diego so gelassen, als hätte er den Spott in Luciens Miene und Ton gar nicht wahrgenommen. — »Werdet Ihr ihn nicht der Muhme vorstellen?« fragte sie noch schärfer. — »Morgen,« antwortete er bedeutsam. — Lucie lächelte in sich hinein, — nur in sich hinein, nicht einmal auf ihn, der um ihrer Laune willen sein Leben in die Schanze schlug.

Zu den vielen unwirschen Betrachtungen, welche Diego schon den ganzen Tag verfolgt hatten, gesellte sich nun auch noch ein bitterböser Gedanke. Am nächsten Tage konnte Lucie um eines recht muthwillig von ihr selbst angezettelten Handels willen ihren Ritter einbüßen oder eine andere um den Herzensfreund gebracht sehen, und dennoch trübten ihr diese Möglichkeiten auch nicht einen Augenblick. Dies nachmittägliche Spazierfahrt in den Prater, dessen Gitter sich nur hoffähigen Herrschaften erschlossen, gewährte ihr nicht minderes Vergnügen als die abendliche Assemblée mit ihrem leeren Geplapper und ihrem öden Kartenspiel unterhielt sie wie immer; Abends entließ sie die geplagten Sklaven mit der gewohnten Gleichgültigkeit, während die Herzogin sagte: »Vergesst nicht die Anordnungen zur

Herrichtung der Gemächer zu treffen.« — »Die Sache liegt bereits in den besten Händen,« versetzte Diego; »meines Oheims vertrauter Diener ist damit beauftragt.« — »Vortrefflich!« rief Lucie. — »Wie glücklich schätze ich mich,« äußerte Diego zum Abschiede, »wenigstens in *einem* Stücke mich Eures Beifalls würdig gemacht zu haben.

Erschöpft an Leib und Seele warf sich Diego in seinen Wagen. Er zürnte mit dem Leben, er grollte mit sich selbst, nur wußte er nicht recht, ob deßhalb, weil er die angebetete Dame seines Herzens für ein Wesen ohne Gedanken und Herz erklärte, oder weil er den Liebeszauber nicht zu zerbrechen vermochte, unter welchem die herzlose Schönheit ihn gefangen hielt. In solchem Zwiespalt mit sich selber kam er nach Hause. Er fand den Oheim noch munter. Am hellen Kaminfeuer saß Robert, eine Schleifkanne voll dampfenden Würzweines vor sich. »Ihr seyd glücklich, Oheim,« sagte Diego; »Euch plagt kein Liebesharm.« — »Was weißt du davon?« fragte Robert. Der Neffe sah ihn aus großen Augen verwundert an. Ohne sich auf eine unmittelbare Erklärung einzulassen, fuhr der Oheim fort: »Du beneidest mich; ich beneide dich, und jeder von uns wird selber am besten wissen, wo der Schuh ihn drückt. Das ist die alte Geschichte vom thörichten

Menschenkind. Mich setzt dabei nichts in Erstaunen, als daß du deinen Zustand mit dem Namen Liebesharm bezeichnest. Ich würde eher Liebesfieber sagen, wenn es überhaupt auf den Namen ankäme.« — »Ihr habt recht, Oheim, auf den Namen kommts nicht an. Ich bin verliebt, und darin besteht eigentlich das Unglück.« — »Deine Laune hat sich seit heute Morgen nicht aufgeheitert, mein Junge. Komm, setze dich her, erquicke dein Herz mit einem tüchtigen Schluck, und mache dir selber einmal recht klar, was dich eigentlich drückt, indem du deinen Verdruß in Worte kleidest. Wenn ich nicht irre, bist du ein junger Herr, der, durch die Schule der Noth gelaufen, ganz unversehens dem Glück, in die Arme gefallen ist, und alles erreicht hat, was er kaum einen Tag zuvor für unerreichbar wie die Sterne gehalten. Du bist arm und niedrig gewesen und über Nacht vornehm geworden, und zwar vornehm ohne den Beigeschmack, welcher einem Emporkömmling sonst die Freude zu vergällen pflegt. Der Fisch, welcher auf dem Sande gezappelt, ist nur in sein Element zurück gelangt.«

»Ich hatte mir vorgestellt,« gab Diego zur Antwort, »daß das vornehme Leben sich um hohe Gedanken drehe, dabei aus vergnüglicher Kurzweil und eitel Lustbarkeit bestehe. Jetzt habe ich erkennen gelernt, daß die gemeine Gesinnung darin vorherrscht und daß

es aus Sorgen und Mühseligkeiten zusammengesetzt ist, und zwar aus sehr thörichten; denn ein Mann, der im Schweiß seines Angesichts das Brod für sich und die Seinen erwirbt, erfüllt damit das göttliche Gesetz, während die Mühen des vornehmen Müßigganges ohne vernünftigen Zweck nur leeres Stroh dreschen. Wer dabei aufgewachsen, mag allenfalls die beschwerlichen Rücksichten auf Hof und Gesellschaft, auf Sitte und Herkommen für geheiligte Satzungen halten; auch darf er sich einbilden, in einem Kreise erlesener Wesen von höherer Begabung zu leben. Wer aber gleich mir die wahre rechtschaffene Arbeit kennen gelernt, dem muß die Frohnde in vergoldeten Sälen überaus nichtig, ja nichtswürdig erscheinen. Und wer gleich mir mit Menschen aller Stände in nahe vertrauliche Berührung gekommen, der hat den Köhlerglauben verloren, daß es edles und unedles Blut gebe. Ich kann sie nicht für bevorzugte Geschöpfe Gottes halten, diese Herren, deren Gedanken sich nur um Liebesgeschichten, Pferde, Hunde, Raufhändel und Kartenblätter drehen, — diese jungen Weiber, deren Sinn auf eiteln Putz und losen Tratsch gerichtet ist, — diese alten Frauen, deren Daseyn sich zwischen Beten, Ehrabschneiden, Essen und Spielen theilt. Ich finde bei ihnen genau dieselben niedrigen Leidenschaften; die ich anderwärts kennen gelernt.«



»Meiner Treu,« rief der Oheim, »ich weiß nicht, ob ich lachen oder weinen soll. Hoffentlich nimmst du deine Geliebte von der allgemeinen Verdammniß aus?« — »Ja und nein, Oheim. Sie ist für mich ein Engel, weil ich sie liebe, oder besser gesagt, weil ich in sie verliebt bin, aber leider kann ich mir nicht verhehlen, daß sie eigentlich doch keine Ausnahme von der allgemeinen Regel macht. Glaubt mir, Oheim, wenn ich den Zauber brechen könnte, der mich bannt, ich würde keine Stunde damit zögern. — Gute Nacht, mein väterlicher Freund.« — Kopfschüttelnd sah Robert ihm nach und brummte in seinen Bart: »Recht hat er freilich, aber zu seinem Unglück. Gebe der gütige Himmel, daß die Liebe ihn wieder einwiege, wie der Falkner den adeligen Vogel.«

---

Zu derselben Zeit, als sich beim Grafen Nostitz die Tischgesellschaft versammelte, kam ein seltsamer Gast zum Michelerbierhaus, nämlich einer, welchen der Wirth; eigens berufen, und der, wenn er etwa kein Geld fortzutragen bestimmt war, wenigstens keine »Losung« brachte. Meister Prandstetter wars, der Bader aus dem Kroatendörfel, ein Wundarzt von anerkannter Geschicklichkeit und auch als Heilkünstler in seiner Art berühmt. Sein Haus stand

dem Burgthor schräg gegenüber jenseits der Esplanade am Fuße der Anhöhe, welche man damals schon häufig den Spittelberg nannte. Die Behausung hatte das Aussehen eines Bauernhofes zwischen Baumgärten und Aeckern; nicht minder glich der alte Prandstetter mit den weißen Haaren, dem feuerfarbigen Gesicht, der breiten Gestalt und dem schlichten Gewand mehr einem Ackersmann als einem Jünger der Heilkunst. Der Wirth führte den Ankömmling in seine Kammer und setzte ihm Wein vor. Mit »dem schnöden Gebräu aus« der Pfanne« durfte nämlich keiner dem alten Bader kommen, der zu sagen pflegte, er werde sich nicht eher dazu verstehen, flüssigen Brod zu trinken, als bis die Kunst erfunden sey, den Wein zu backen.

»Nun, Meister Stanischegg,« hob der Bader an, nachdem er getrunken; »was soll ich bei ihm? Hat er mit dem gotteslästerlichen Pansch, womit er seine Gäste vergiftet, sich endlich selber zu Grunde gerichtet?« — »Die Antwort *darauf* werde ich mir schier ersparen dürfen,« meinte der Wirth. »Schau mich der Meister nur an. Wenn das Bier keinem übler bekommt wie mir, so ist's lang gut.« — »Es ist wahr, der Stanischegg schaut aus wie ein Prälat. Aber wenn er mich berufen, so hat er doch nicht den mit den Schröpsköpfen damit gemeint, heh?« — »Seines

Weibes Schwesterkind gefällt mir nicht, Meister Prandstetter. Er wird ihr etwas aus der lateinischen Küche geben müssen.« — »So? Was fehlt ihr denn? Wie ich das letztemal da war, um ihr den Gruß von ihrem Vater und den Thaler von ihrer Mutter zu bringen, sah sie doch frisch und gesund aus.« — »Ein paar Tage daraus hat's angefangen. Mit einemmal ließ sie das Essen stehen, und war doch früher keine Kostverächterin. Ein einziger Knödl wurde ihr schon zu viel, im Kraut störte sie nur mit dem Löffel um, vom Fleisch brachte sie keinen Bissen über die Zunge und ihr Brod steckte sie dem ersten besten Bettelweib zu. So ist sie blaß und immer blässer geworden, und fällt sichtlich vom Fleisch. Und heut ist's vollends aus. Sie kauert im Winkel, redet nicht, deutet nicht und weint nicht einmal. Wenn sie nur weinen möcht', meint meine Alte, so würde ihr wohl leichter geschehen. Darum habe ich nach dem Meister Bader geschickt.«

Prandstetter fragte noch mancherlei, um dann die Ansicht aufzustellen, daß verliebter Kummer die Dirne drücke. — »Der Meister ist ein weiser Mann,« rief der Wirth mit spöttischem Lächeln; »wenn die Herrn Doctores mit den großen Haarhauben gar nichts mehr wissen, so schicken sie in's Krabatendörfel um den alten Prandstetter, und der hat ihnen schon

manchmal den verfahrenen Karten richtig herausgezogen, daß es eine Freude war. Aber bei alledem versteht sich der Meister nicht auf unsere Hantierung. Eine Kellnerin wird so wenig am Liebesweh krank wie ein Edelfräulein, in Wien.«

»Oho, wie so? Haben die Gräfinnen dagegen einen Freibrief?« — »Das will ich meinen. Die Gräfinnen in ihren Assembléen, die Kellnerinnen in ihren Schenkstuben sehen tagtäglich hundert junge Menschen, die ihnen allerlei vorlügen, was nur gefährlich wird, wenn es bloß ein einziger sagt. Eine wohlbehütete Jungfer im Schneckenhäusel hält ihren Erkorenen so zusagen für das einzige Mannsbild aus Erden. Wenn er abfällt, stößt ihr der Kummer das Herz ab. Aber eine Kellnerin weiß zum voraus, was alle die Ränke und Schwänke zu bedeuten haben, und wenn ihr zufällig auch einer ganz absonderlich gefällt, hat es doch nichts zu sagen, so er etwa ihr auskommt; sie fängt sich gleich einen andern aus dem Haufen heraus. Und so hats die Fevi just gemacht; ein Baccalaureus ist ihr weggeblieben; sie hat dafür einen Schreiber genommen, und ihre Krankheit muß also einen andern Grund haben. Darum habe ich nach dem Prandstetter geschickt, der als der Dirne Herr Vetter gewiß alle seine Kunst aufbieten wird, ihr zu helfen.« — »Schon recht, Meister,« sagte Prandstetter; «»wir wollen ihr

jetzt einmal selber auf den Zahn fühlen.«

Fevi wurde gerufen. Sie sah bleich und abgemattet aus, aber alle Erfahrung des alten Prandstetter reichte nicht hin, einen körperlichen Grund des Siechthums herauszubringen. Endlich sagte er: »Du mußt tapfer essen und einen alten Wein trinken, daß du wieder zu Kräften kommst.« — »Wenn ich aber nicht essen kann, wie der Herr Vetter schon gehört hat? Der kleinste Brocken wird mir im Munde groß wie ein böhmischer Knödl.« — »Da läßt sich helfen, Feverl. Morgen kommst du in aller Früh zu mir heraus. Ich braue dir ein Tränklein für den Magen, die Bewegung in der frischen Luft wird dir auch gut thun, und auf den Mittag soll dir die Stanischeggin ein Hendl braten. Ich zahl's.« — »Mache er mich nicht böß, Bader,« fiel der Wirth ein; »die Dirne ist meiner Alten wie mir an's Herz gewachsen. Wenns ihr gut anschlägt, soll sie von uns aus alle Tage Fasanen essen und venezianischen Wein trinken.«

Als das Mädchen wieder gegangen, sagte Prandstetter achselzuckend: »Wenn kein Liebesharm auf ihr lastet, so hat sie das Heimweh. Der Meister wird sie nach Hause schicken müssen.« — Stanischegg schlug die Hände über dem Kopf zusammen. »Das kann nicht seyn!« rief er; »eine solche Kellnerin gibts in der Wienstadt nimmer

wieder.« — »Was hilft es ihm,« antwortete Prandstetter, »wenn sie auf dem Gottesacker liegt?« — »Und wozu wäre denn der Meister Bader da?« fragte der Wirth halb ärgerlich und halb spöttisch.

---

Am nächsten Morgen erhob sich Diego beim Grauen des Tages, kleidete sich hastig an und ging in aller Stille zu Fuß davon. Da sein Schlafzimmer unmittelbar mit dem Garten in Verbindung stand, so konnte er gänzlich unbemerkt durch das Hinterpförtchen auf die Straße gelangen. Rüstig hinkte er seines Weges fort. Auf der Esplanade war es bereits lebendig von vielen Leuten. An der bezeichneten Stelle vor dem Burgthor erging sich — unbegleitet wie Diego selbst — der Graf von Flasching.

Sobald die beiden Cavaliere sich gegenseitig von weitem erblickten, schritten sie spornstreichs aufeinander zu und begrüßten sich mit zierlicher Höflichkeit, um dann ohne weitere Umstände vom Leder zu ziehen und die Klingen zu kreuzen. — Ein Zweikampf ist heutzutage ein feierlich ernstes Beginnen, das lange Vorbereitungen, allerlei Schreibereien und eine Menge von Förmlichkeiten erheischt; von alledem wußten unsere mannhaften Vorfahren nichts. « Sie waren mit dem kalten Eisen so

flink bei der Hand, wie wir kaum mit dem spitzigen Wort.

Obschon viele Leute um die Wege waren, dachte niemand daran, die beiden Fechter zu stören. Kaum daß ein paar müßige Gaffer stehen blieben, um zuzuschauen. Der Vorgang war viel zu alltäglich,« um die Neugier sonderlich zu reizen, und ein Raufhandel mit zwei Klingen nicht zur Hälfte so unterhaltend als eine tüchtige Schlägerei zwischen Lakaien, Studenten und Handwerksgesellen, die gewöhnlich gleich zu Dutzenden über einander herfielen.

Diego war trotz seines schadhafte Beines ein behender und kunstfertiger Fechter. Als Baccalaureus hatte er den Waffensaal seines guten Bekannten, des französischen Fechtmeisters La Renardière, fleißig besucht, um sich mit Degen, Pallasch und Pike zu üben. In Leopold fand er einen würdigen Gegner, der allerdings weniger Uebung besaß, dafür aber den ungehemmt freien Gebrauch seiner Gliedmaßen für sich hatte. So stand das Spiel zwischen den zwei Widersachern gleich.

Das Gefecht dauerte ziemlich lange endlich rief Flasching zurückspringend: »Getroffen!« — »Es gilt!« entgegnete Palizada mit schmerzlichem Lächeln, den Stahl senkend. Der Graf steckte den

Degen ein. Als er wieder empor blickte, sah er den andern mit Todesblässe überzogen wanken und hatte gerade noch Zeit, ihm beizuspringen, um ihn in seinen Armen sanft zu Boden gleiten zu lassen. Rasch waren einige Leute bei der Hand, um zu helfen. Auf ein nahes Haus deutend, über dessen Thüre die gelben Bartschüsseln blinkten, rief Flasching: »Dorthin, dort wohnt der Raufbader!«

Die Mahnung war eigentlich überflüssig, da es weit und breit keinen andern Wundarzt gab, als den Meister Prandstetter, der bei Edelleuten und Offizieren unter dem Namen des Raufbaders bekannt war, weil die meisten »zufälligen« Begegnungen »zufällig« in der Nähe seiner Behausung stattfanden und er darauf eingerichtet war, mehr oder weniger beschädigte Cavaliere wieder in Stand zu setzen. Er verdankte dieser Kundschaft den größten Theil, seines blühenden Wohlstandes, und sein Nachfolger hat später merkliche Einbußen erlitten, als in den neunziger Jahren der Schauplatz blutiger Händel in die Rofranogasse verlegt ward. Ob er wegen dieser Schädigung in seinem Erwerb gerichtliche Klage geführt, ist nicht bekannt.

Nachdem Flasching seinen Verwundeten durch Geld und gute Worte der Fürsorge des Meisters empfohlen, eilte er von dannen; er hatte keine Zeit



mehr übrig, da er sich ankleiden mußte, um seiner Herrin aufzuwarten. Und wenn er auch, in seinem Herzen beklagte, daß er dem Wallonen eine wahrscheinlich gefährliche Wunde beigebracht, so gönnte er darum nicht minder der hoffährtigen Lucie den Verdruß, welchen sie sich selber zugezogen. — »Lieber wäre mir's schon,« sagte er, »ich hätte ihm die Wange geritzt, den Hals gestreift oder die Schulter angezapft; aber er sich wie der leibhaftige Gottseybeiuns, und mit einem solchen Widersacher spielt man strenges Spiel. Es ging um meine eigene Haut. Walte Gott, daß meine Terz nicht zu tief eingedrungen! Doch wie immer, besser als ich!«

Die Verletzung schien in der That bedenklich genug; sie saß auf einem gefährlichen Fleck. Möglicherweise konnte die Lunge beschädigt seyn, worüber der Wundarzt noch nicht im Reinen war, nachdem er den Verwundeten im Oberstübchen zu Bett gebracht und ihm den Verband angelegt hatte, ohne daß Diego wieder zur klaren Besinnung gekommen war.

Prandstetter war, mit seinen Vorkehrungen fertig geworden und wollte das kleine Gemach verlassen, als Genofeva auf der Schwelle erschien. Sie war eben angelangt, um das verheißene Tränklein zu holen, bloß aus Gehorsam, da sie sich für überzeugt hielt,

daß für ihr Weh so wenig als für den Tod ein Kraut gewachsen sey, eben weil sie besagtes Weh für den Tod selber hielt und daran zu sterben meinte. Sie stieß einen gellenden Schrei aus und mußte sich schnell auf einen Stuhl setzen, um nicht umzufallen. Der Meister lachte. »Du bist ja schreckhaft wie ein altes Stiftsfräulein,« sagte er. »Kannst du keinen Verwundeten sehen?« — « »Der Vetter wird ihn doch nicht sterben lassen?« fragte die Dirne kaum vernehmbar. — »Nicht doch; ich will allen Fleiß anlegen, ihn durchzureißen. Aber komm, mein Kind, dein Trank steht schon bereit.«

Inzwischen hatte die beherzte Genofeva einen raschen Entschluß gefaßt. — »Ich habe eine gar schöne Bitte an den Herrn Vetter und die Frau Mahm,« sagte sie. — »Heraus damit.« — »Heute Nacht habe ich mir's überlegt Mir würde leichter geschehn, wenn ich eine Woche oder zwei eine Ruh' hätte. Will der Herr Vetter mich nicht ein Weilchen behalten?« — »Auf alle Weise, Feverl. Meine Alte hat gestern gebrummt, daß ich dir's nicht schon angetragen. Ich schicke zum Stanischegg um deinen Plunder, und du bleibst, so lange du selber magst.«

Genofeva lachte mit Augen und Lippen. — »Schau,« sagte der Meister, »du hast jetzt schon ein ganz anderes Gesicht wie gestern. Der Schrecken von

vorhin und jetzt die Freude haben dich aufgemischt.« — »Ich will mich im Hause nützlich machen,« hob das Mädchen wieder an. — »Schon recht, mein Kind, das bewahrt dich vor langer Weile. Doch darfst du nichts Schweres verrichten.« »Ich werde den Kranken da abwarten, wenn's dem Herrn Vetter recht ist.« — »Warum nicht? Dir gönne ich das Trinkgeld lieber, als einer Fremden. Der Junker soll *unmenschlich* reich seyn, hat der andere gesagt.« — »Ja wohl, unmenschlich reicht« seufzte die Dirne in sich hinein; »sein Geld ist mein grausamer Mörder!«

---

Graf Leopold hatte als ein wohlerzogener Herr, der er war, nicht versäumt, einen Läufer zu Don Robert zu schicken, um zu melden, daß Diego beim Raufbader im Kroatendörfchen liege. Der flunkernde Bursche hatte sich nicht eben übereilt, seine Trauerpost zu bestellen, und so geschah es, daß der schwer bekümmerte Oheim erst nach Verlauf mehrerer Stunden bei Prandstetter vorfuhr. Der Meister befand sich zu Hause und führte den Besucher selber zum Krankenzimmer, indem er sagte: »Gutstehen kann ich noch für nichts, wohl aber Hoffnung geben. Vor allem will ich dem gnädigen Herrn empfohlen haben sich ganz still und ruhig zu verhalten. Der Junker liegt im

Fieber und weiß nichts von sich.«

Das kleine Fenster war mit Tüchern verhängt. Der Eintretende mußte sein Auge erst an das Zwielflicht gewöhnen, bevor er das Himmelbett mit den gewürfelten Vorhängen und aus dem Lager seinen Neffen unterscheiden konnte, dessen Antlitz mit den geschlossenen Lidern in flammender Fieberhitze glühte. Zu Häupten des Lagers saß eine Dirne in bürgerlicher Tracht, neben sich ein Wasserschaff und damit beschäftigt, die heiße Stirn Diegos mit feuchtem Linnen zu kühlen.

Robert war zu bewegt, um darauf zu achten, wie jung und schön das Mädchen war. Mit verschränkten Händen stand er da und starrte den theuern Jungen an, dessen Leben er gern mit dem eigenen ausgelöst hätte. Das war keine leere Redensart; der Oheim hatte ja mit freudiger Selbstverleugnung ein noch viel schwereres Opfer gebracht. Und dennoch mußte der Mann mit dem wackern Herzen in diesem trübselig feierlichen Augenblick mit einer bösen Wallung kämpfen, deren er sich vor dem eigenen Bewußtseyn schämte; denn wie er sich auch dagegen sträuben mochte, er konnte die Vorstellung nicht von sich abwehren, daß Diegos Tod ihm als Vermächtniß, die Pflicht hinterlassen würde, die Tochter Pardals zur Freifrau von Sperberseck zu machen. Von einer solchen Vorstellung

war nur noch ein Schritt zu frevelhaftem Wunsch; das fühlte Robert und darum wehrte er sich mit wahrer Verzweiflung gegen den nahenden Versucher.

Endlich schied er, gemahnt durch Prandstetter, der ihn am Aermel zupfte. In der Unterstube sagte er: »Vom Wegbringen ist jetzt reine Rede, Meister?« — »Es müßte denn seyn,« antwortete der Bader, »daß der gnädige Herr die Lust verspürte, den Junker gleich, auf den Friedhof tragen zu lassen.« — »Aber was ist sonst zu thun, lieber Meister?« fragte Robert. »Soll ich Leute zur Aushilfe hersenden? soll ich —« — »Nichts soll der gnädige Herr«, unterbrach ihn Prandstetter, »als dem Kranken seine Ruh gönnen. Der Junker ist hier gut aufgehoben. Meines Weibes Schwesterkind wartet ihn ab, als wäre er ihr leiblicher Bruder. — Doch halt, etwas wird der gnädige Herr schon thun dürfen. Lege er einige von seinen Leuten in's weiße Rössel, damit ich ihm Post schicken kann, so oft es nöthig scheint.« — »Sein Wille soll vollzogen werden,« entgegnete Robert. »Der Meister ist weit und breit als Heilkünstler berühmt. Ich setze das vollste Vertrauen in ihn. Das Uebrige, was ich sagen könnte, versteht sich von selber. Nur eines sey hinzugefügt. Die Dirne droben soll es an Fleiß nicht fehlen lassen; sie verdient sich damit ein Heirathsgut.« — »Ein Heirathsgut hat sie schon selber,« antwortete

der Bader; »ihr Vater ist ein reicher Mann. Was sie thut, thut sie aus gutem Herzen, und darum wird es um so besser gethan. Das Trinkgeld ist ihr nur Nebensache.«

Die letzte Wechselrede hatte Jan Willems vernommen, der eben in die Stube getreten war. — »Das Trinkgeld bleibt nicht aus, so wie so,« sagte der alte Diener, »aber jedenfalls will ich da bleiben. Ich habe den Junker auf den Armen getragen.« — »Sey der Herr gescheidt,« fiel ihm Prandstetter in's Wort; »es gibt in der Welt keine so zuverlässige Abwartung als durch ein junges Weibsbild, das einen Kranken um Gottes willen pflegt. Das muß ich wissen; darum gehe der Herr getrost von dannen. Sobald es Zeit ist, soll er seinen Junker heimsuchen dürfen.«

Jan wollte Einwendungen erheben; Robert ließ ihm keine Muße dazu. — »Komm, Jantje,« sagte er auf vlämisches, »dem Bader mußst du folgen wie dem Pater. Auch hast du dich jetzt zum Fräulein zu verfügen, um Nachricht zu bringen.« — »Warum thut Ihr das nicht selber?« fragte der Alte lauernd, Robert drohte ihm mit erhobenem Zeigefinger. »O weh,« seufzte Jan, »er ist immer noch nicht geheilt, sonst würde er sich nicht scheuen, der Jungfer unter die Augen zu treten! Das gibt eine böse Geschichte, wenn der Junge etwa stirbt.«

Er traf Lucie nicht zu Hause. Sie war mit der Herzogin auf die Wieden gefahren, um nachzuschauen, was die bestellten Arbeitsleute in der künftigen Wohnung trieben. Beim Einlaufen der schlimmen Neuigkeit hatte sie mehr Verdruß als Schrecken empfunden. Ihre erste Regung war gewesen, auszurufen, »Wie kann man nur so ungeschickt seyn, sich in die Brust treffen zu lassen!« Nach kurzem Bedenken hatte sie hinzugefügt: »Zu allem Glück sind wir noch nicht versprochen, sonst hätte ich auch noch das Vergnügen, zu Hause sitzen zu bleiben und Trübsal zu blasen.«

---

Viele Tage waren verstrichen. Diego hatte den Gebrauch seiner Sinne noch nicht wieder erlangt, obschon die Wunde in voller Heilung begriffen war. Der Stahl hatte keinen bleibenden Schaden angerichtet und namentlich die Lunge unversehrt gelassen; aber das Wundfieber war in eine hitzige Krankheit umgeschlagen, deren Heftigkeit nach dem erfolgten Blutverlust den Meister Prandstetter und die zum Rathe berufenen Aerzte in Erstaunen setzte. Indessen stellten sich allmählig die Zeichen nicht übel. Das Delierium wurde häufig und immer häufiger von einem Zustande unterbrochen, der sich so ziemlich

wie ruhiger Schlummer ausnahm.

Die treue Pflegerin hatte den Kranken so zu sagen keinen Augenblick verlassen, worunter — wie billig — zu verstehen, daß sie, laut erhaltener Vorschrift, täglich einige Stunden schlief, während die Meisterin ihre Stelle einnahm, und daß sie regelmäßig ihre Mahlzeiten hielt. Im übrigen durfte der Vetter nichts gegen Mühseligkeiten einwenden, welche der Dirne sichtbarlich wohl bekamen; ihre erbleichten Wangen hatten schon nach zwei Tagen die frische Farbe wiedergewonnen, das schwindende welke Fleisch erblühte zu neuer Fülle, der vermißte Hunger holte jugendkräftig nach, was er versäumt hatte. Die Liebe hatte hier schon wieder einmal ein Wunder gewirkt, und zwar ein Wunder nicht gemeiner Art, denn Genofeva gab sich nicht etwa holden Täuschungen hin. Sie wußte sehr wohl, daß sie kein Recht besaß, ihren Abtrünnigen treulos zu nennen; das boshafte Glück hatte ihn unwiederbringlich von ihr gerissen, und die Freude, welche sie jetzt erlebte, war nur ein Zwischenspiel, das früher oder später, aber jedenfalls unabweislich sein Ende erreichen mußte, um den Umständen wieder ihr Recht zu lassen. Aber das Zwischenspiel gereichte ihr zum Troste, von dem sie lebenslang zu zehren gedachte, ohne je wieder der Verzweiflung zu verfallen. Ihr tapferes Herz, einmal



wieder emporgerichtet, war zum andernmal nicht niederzuschmettern, wie durch den ersten unversehenen Streich.

Am frühen Morgen war es. Diego hatte fast die ganze Nacht hindurch geschlummert, ruhiger denn je zuvor. Jetzt begannen sich Traumbilder zu gestalten, welchen eine Art von Zusammenhang nicht mehr fehlte. Lucie erschien ihm, schön wie ein Engel und reizend wie die Sünde. Sie lächelte ihm zu wie bei der ersten Begegnung; sie winkte ihm. Er eilte auf sie los mit ausgebreiteten Armen, um sie zu umfassen, und griff nur in Dunst und Nebel, während die Ersehnte zurückwich. So ging es fort und fort, Schritt für Schritt, und bei jedem Schritt eine neue Täuschung, und bei jeder Täuschung ein neuer Schmerz, der an Bitterkeit alle früheren Schmerzen zusammengenommen überwog. Die qualvoll vergebliche Jagd ging durch endlos lange Säle und Galerien, glänzend und prunkend mit Goldleisten, seidenen Vorhängen, gewirkten Tapeten, gedrängt voll von Herren und Frauen im prächtigsten Staat, in der sogenannten »goldenen Gala,« mit Kleidern von Goldstoff, mit Spitzengeweben von Goldfäden, übersät mit Edelsteinen und Geschmeiden. Alle diese goldigen Gestalten sahen mit Geringschätzung und Hohn auf den unglückseligen Freier, der, stets gelockt

und stets getäuscht, vor Unlust und Mattigkeit kaum mehr von der Stelle zu kommen vermochte, und dennoch nicht die Stärke besaß, die thörichte Jagd aufzugeben. Endlich ermannte er sich zum Entschluß, dem Gassenlaufen ein Ende zu machen. Vergeblich lockte der angebeteten Schönheit Feuerblick. Vorwärts, vorwärts! rief die goldene Gala. Die Herren stießen mit den Zierdegen, die Frauen schlugen mit den Fächern nach ihm. Grimmig lachend hob Lucie die Hand zum Wurf. Sie schleuderte eine kleine Harpune an goldener Schnur. Der Wurf traf Diegos Brust. Von stechendem Schmerz gepeinigt, fühlte er sich fortgeschleift. Verzweifelt in seiner ohnmächtigen Wuth blickte er aufwärts. In der Höhe erblickte er ein wohlbekanntes theures Antlitz. Mit sehnsüchtig ausgestreckten Händen seufzte er: »Fevi, hilf mir, rette mich, Fevi!« — »Hier bin ich ja,« antwortete Genofevas Stimme; »der Herr hat nichts zu befahren.«

Verschwunden waren urplötzlich alle die glänzenden Erscheinungen sammt der prunkvollen Umgebung. Einer Ampel matter Schimmer beleuchtete die Züge der Kellnerin aus dem Michelerhaus; sie trug ihr gewohntes Gewand und saß in einem Großvaterstuhl neben dem Bett, in dem Diego lag.

»Welch ein lieber Traum nach dem bösen Gesicht!« sagte er. — Sie lächelte. Vor Freude, den Kranken endlich zum Bewußtseyn erwacht zu sehen, war sie keines Lautes, keiner Bewegung mächtig. Allmählig merkte er, daß er nicht träume. »Fevi,« sprach er, die Hand ausstreckend, »Fevi, bist du's? Gib mir die Hand!« — Sie that, was er verlangte. »Gottlob!« sagte sie, »der Herr ist wieder bei sich. Er hat böse Träume gehabt.« — »Alle Heiligen seyen dafür gepriesen,« rief der junge Herr, »daß es nur Träume waren! Traum ist Schaum. Ich sehe dich vor mir, ich halte deine Hand, es ist, wie es war, — nicht doch, viel besser, denn mein böser Traum vom goldenen Elend hat mich belehrt, daß ein arbeitsames Daseyn und die schlichte Neigung einer treuen Seele besser sind als aller Prunk und alle Eitelkeit der großen Welt.«

Genofevas kaum so muntere Augen füllten sich mit Thränen. »Ich habe es wohl gewußt,« antwortete sie, »daß der Herr eben so unglücklich ist wie ich selber. Aber was hilft das? Wir müssen es nehmen, wie es unser Herrgott schickt.« — »Hast du mich denn nicht mehr lieb?« fragte er. — »Was hilft uns die Liebe?« erwiederte sie. »Der gnä' Herr muß die Edeljungfer von Pardal zur Kirche führen.«

Stöhnend sank Diego auf sein Polster zurück. Die Lage ward ihm wieder ganz klar. Der Zauber, welchen

Lucie geübt, war gebrochen, aber zu spät. Sein gegebenes Wort und die Verhältnisse waren die Harpune an der goldenen Schnur, und die Herrschaften in Gala duldeten nicht, daß er zurücktrete.

Indessen hatte Genofeva dem Meister das Erwachen des Kranken gemeldet. Prandstetter eilte zu ihm. Die Gewalt des Fiebers war gebrochen, die Genesung nach allem Ermessen kunstverständiger Erfahrung verbürgt. Der Bader berichtete auf Diegos Fragen in kurzen Worten, was sich von der ersten Ohnmacht bis zum klaren Erwachen zugetragen, und wie es zugegangen, daß die Kellnerin sich in eine Wärterin verwandelt. In Bezug auf Genofeva verschwieg Prandstetter auch nicht den geringfügigsten Umstand; er redete selber gerne davon, und Diegos Zwischenfragen ermunterten ihn noch zu ausführlicher Weitschweifigkeit. In seinen Gedanken sprach Diego dazu: »Gervais« hatte wohl recht, zu sagen, daß es zur Strafe meiner Sünden geschehen müßte, wenn ich dem herzlosen Edelfräulein in Sammt und Seide aufwartete. Er fand nur, der gute Junge, daß die Strafe gar zu hart seyn würde, aber sie hat mich nichts destoweniger ereilt.

---

Der Oheim und Pardal kamen noch an demselben — Tage, und am nächsten Tage wurden auch andere

Besuche angenommen, unter denen Gewais van der Fleet nicht fehlte, während Genofeva sich fast gar nicht mehr im Krankenzimmer sehen ließ. Am ersten Tage schützte sie die Nothwendigkeit vor, den versäumten Schlaf nachzuholen; am andern wollte sie die Herrschaften nicht stören, die einander die Thüre in die Hand gaben, und den Schreiber, welcher stundenlang von Stadtneuigkeiten zu plaudern hatte; am dritten in aller Frühe kam sie, um Abschied zu nehmen.

»Du willst schon gehen?« fragte Diego in vorwurfsvollem Ton. — »Ich muß,« versetzte sie. »Der Meister Stanischegg jammert nach mir. Bis zum Frühjahr will ich bei ihm aushalten; dann gehe ich heim.« — »Fevi,« sagte Diego, ihre Hand ergreifend, »Fevi, ich habe dich von Herzen lieb.« — »Das weiß ich eh',« antwortete Genofeva, ihm die Hand überlassend. — »Und du?« hob er wieder an. — »Ich? Ich habe den Herrn noch viel lieber wie er mich. Wenn er kein reicher Cavalier geworden, wir wären das glücklichste Paar.« — »Was haben Stand und Reichthum mit der Liebe zu schaffen?« flüsterte er kaum vernehmlich, indem er sie an sich zu ziehen versuchte.

Sie wand sich los, trat einen Schritt zurück und sprach mit gekränkter Miene: »Habe ich das um den

Herrn verdient?« — »Vergib, Fevi! Die Verzweiflung spricht aus mir. Du bist mehr werth als alle, die sich in seidenem Plunder spreizen. Ich habe es nicht so gemeint, wie du es auslegst.« — »Wir, wollen in gutem Frieden scheiden,« sagte sie, ganz nahe zu ihm hintretend; »b'hüt Gott den Herrn!«

Sie beugte sich zu ihm nieder. Auf seine Wangen fielen ein paar heiße Tropfen; auf seinen Lippen brannte ein Kuß, glühend und innig wie ein Kuß fürs Leben. Im nächsten Augenblick befand sich Diego allein, aus dem Paradies in die Hölle geschleudert.

»Welch ein Gegensatz!« seufzte er. »Genofeva pflegt mit treuer Sorgsamkeit den geliebten Mann, welchem sie entsagt, während Lucie einmal für allemal ihre Lakaien beauftragt hat, zu gewissen Stunden nach dem Befinden des Kranken zu fragen, der bestimmt ist, ihr Gemahl zu werden. Die Verrathene sitzt die langen Nächte hindurch am Schmerzenslager, um die fieberheiße Stirne ihres Ungetreuen mit frischem Naß zu laben. Seine Braut geht indessen zu Schmaus und Spiel. Das geschieht am grünen Holze; wie wird es erst mit dürren werden? Der Himmel stehe mir bei in meinem glänzenden Elend!«

---

Das Beispiel der beherzten Genofeva sollte an Diego nicht verloren gehen. Seinen Gram opferte er in Gedanken der schmerzhaften Mutter Gottes; im übrigen beschloß er seine Schuldigkeit zu thun, ohne rechts noch links oder rückwärts zu schauen. Der muthige Vorsatz belohnte sich selber. Der Genesende war im Stande, ein wenig leibliche Nahrung zu sich zu nehmen, und fühlte sich dadurch in solchem Grade gestärkt, daß er sich unbedenklich am nächsten Morgen konnte nach Hause schaffen lassen. Die Wiederherstellung nahm sofort jenen raschen Verlauf, welcher von der urkräftigen Jugend zu erwarten stand. Nach drei oder vier Tagen brachte der junge Herr schon ein paar Stunden außerhalb des Bettes zu. — Als er so weit hergestellt war, daß er angekleidet ohne Schwindel durch die Gemächer gehen konnte, ließen Pardal, Lucie und die unvermeidliche Castello Conegliano sich zu Tisch ansagen.

Diegos Herz schwoll, aber nicht in *süßem* Liebesweh. Tief sank ihm der Muth. Er, der ohne mit einer Wimper zu zucken auf ein verderben sprühendes Stückgeschwader losgerannt wäre, fürchtete sich in allem Ernste, den zwei schönen Augen zu begegnen, welche doch unwiderruflich zu seines Lebenslaufs leitenden Sternen bestimmt waren. Und was er dabei am meisten fürchtete, war eigentlich doch das beste,

was ihm noch begegnen konnte, nämlich daß beim Anblick der reizenden Lichte der erloschene Zauber mit neuer Gewalt sich geltend mache. Er trug Scheu vor der Hoffnung in der eigenen Seele.

Lucie erschien, nicht minder schön wie an jenem Abend, als Diego sie zuletzt gesehen, aber der Zauber war unwiederbringlich von ihr gewichen. Armida hatte den Liebreiz verloren, ihr Rinaldo war jedoch darum nicht der Sklaverei entledigt. Er blieb eiskalt. Und dennoch lächelte ihr holdseliger Rosenmund, und dennoch trugen ihre leuchtenden Augen einen ungewohnt freudigen Ausdruck, während Diego sie mit einer Anrede begrüßte, welche durch krause Schnörkel den Mangel an warmer Herzlichkeit zu verdecken suchte.

»Der schlimme Handel ist noch ganz leidlich abgelaufen,« versetzte sie. »Ende gut, alles gut. Viel versäumt habt Ihr aber, das muß wahr seyn. Die Gesellschaft war bis zum Eintritt der heiligen Zeit fröhlich, wie ich sie nie zuvor gesehen.« — »Eure gute Laune hat wohl das meiste beigetragen, Euch alles in rosenfarbigem Lichte zu zeigen,« bemerkte Diego.

Ohne den Stich zu beachten, fuhr das Fräulein fort: »Das glänzendste der Feste war, bei Waldstein, aber



am lustigsten ist es doch bei Harrach zugegangen. Die alte Frau ist eine wahre Fee durch ihre muntere Liebenswürdigkeit. Ich freue mich schon auf den Fasching. Der wird Euch das Versäumte ersetzen. Auf Frauenfastnacht weiden wir eine »Wirthschaft« bei Liechtenstein haben, welche man schon zum voraus als die Krone aller Festlichkeiten bezeichnet.«

Mit geläufiger Zunge fügte Lucie noch eine Masse von Einzelheiten ähnlichen Schlages hinzu. Diego sagte darauf: »Wie freut es mich, zu vernehmen, daß zu Eurer Zufriedenheit nichts gefehlt hat.« — Mit einem langen Seitenblick aus Robert antwortete das Fräulein: »Nur der Herr Oheim hat gefehlt. Nirgends ließ er sich blicken. Ich mußte hierherkommen, um ihn einmal wiederzusehen.«

Erröthend wie ein junges Blut stammelte Robert einige Entschuldigungen. Diego dachte an das Märchen von der verkehrten Welt, als er vernahm, wie der Oheim seine anständige Zurückgezogenheit gegen die leichtsinnige Schönheit entschuldigte, welche sich gleichsam eine Ehre daraus machte, von Kurzweil zu Kurzweil geflattert zu seyn, während ihr Ritter zwischen Tod und Leben schwebte um eines Handels willen, den ihr loses Mundwerk ihm zugezogen.

Bei Tische hatte Diego zum erstenmal seit dem Beginn der Wiederherstellung keine Mühe, sich im Essen nicht zu übernehmen. Nach der Mahlzeit setzten sich Pardal und die Herzogin zu einem Kartenspiel; die andern ließen sich beim Kamin nieder. Lucie sprach mit großer Ausführlichkeit von den Herrlichkeiten der neuen Wohnung, die nächstens fertig und zum Beginn des Faschings durch ein Banket eingeweiht werden sollte.

»Wir wollen den Kesselhacken aufhängen, daß ganz Wien davon redet,« sagte sie. — Diego schloß die Augen, von Mattigkeit überwältigt. — »Mein Ritter ist ein munterer Falke,« bemerkte Lucie mit geringschätzigem Seitenblick. — »Ihr müßt seiner körperlichen Erschöpfung die Unhöflichkeit vergeben,« versetzte Robert. — »Ich fürchte,« fuhr sie verdrießlich fort, »daß eben kein Uebermaß von gutem Willen dazu gehört hätte, der Erschöpfung aufzuhelfen.« — »Das deutsche Akrostichon des Namens Lucie trifft hier zu,« bemerkte Robert scherzhaft; »es heißt: Lieben und Zürnen ist eins.«

Des Fräuleins Stirne verfinsterte sich. Zwischen ihren Brauen drohte eine Wetterwolke; aus den Augen zuckten die Blitze dazu. Grollend sprach der Mund: »Es steht Euch wohl an, mein Herr, Euer Opfer auch noch zu verhöhnen.« — Robert wurde bleich wie

frisch gelöschter Kalk. Mit blauen Lippen stotterte er: »Ich hielt mich für den Unglücklichsten aller Geborenen, nachdem ich einem kurzen Wonnetraum entsagt hatte, und jetzt erfahre ich zu meiner Verzweiflung, daß mein Mißgeschick noch einer unermesslichen Vergrößerung fähig war. Ich wähnte nur mein eigenes Heil in die Schanze zu schagen.« — »Ich bitte Euch, mein Herr,« unterbrach ihn das Fräulein; »was soll die Heuchelei? Um des Erbes von Sperberseck willen warbt Ihr um meine Gunst. Ich war thöricht genug, mir selbst eine Eroberung zuzuschreiben, welche nur der Berechnung gehörte. Meinen Irrthum sollte die Strafe treffen, eine Strafe, wie mein guter Wille sie nicht verdient hätte. Ihr zwingt mich, den Ersatzmann anzunehmen, der Eure Berechnung zum Ziel führt, ohne daß Ihr selbst Euch weiter in Unkosten setzt. Wenn ich nun darob Euch zürne, so steht es Euch am allerübelsten an, in maßloser Eitelkeit Euern Triumph durch Verhöhnung Eures Opfers zu vergrößern.«

In der leidenschaftlichen Aufwallung hatte Lucie nicht daran gedacht, daß ihre heftige Rede den eingenickten Diego wecken könne. Das ist der Weiber Art, und dießmal erging es dem sonst so besonnenen Mann ebenfalls nicht anders; denn ohne auf des Neffen weitgeöffnete Augen zu achten, antwortete

Robert: »Der Himmel sey mein Zeuge und die Strafe des Meineids treffe mich, wenn ich nicht mit der schwersten Selbstverleugnung aus reiner Zärtlichkeit für den guten Jungen meiner Seele liebste Hoffnungen mit grausamer Ferse zerstampft habe!«

Diego schnellte empor. »Oheim,« rief er mit schallender Stimme, »jetzt ist uns allen geholfen!« — »Was gibt's?« fragte Pardal vom Spieltische her, während Lucie und Robert keines Lauts und keiner Bewegung mächtig den Junker anstarrten. — »Die verkehrte Welt,« antwortete Diego: »der Neffe gibt dem Oheim feinen väterlichen Segen.«

---

Das Ende der Begebenheit kostete den Beteiligten noch viele Redensarten, obschon der Ausgang unvermeidlich vorgezeichnet war. Lucie und Robert wurden ein Paar, und zur Vermeidung überflüssigen Aufsehens verließen sie Wien, um ihre Vermählung in aller Stille auf Schloß Sperberseck zu begehen.

So hatte sich Diego mit dem Erbe von Sperberseck vom glänzenden Elend losgekauft, um in bescheiden stille Kreise zurückzukehren, die, wie er unter schweren Drangsalen erkennen gelernt, allein für ihn paßten. Indessen war er eben so wenig, als umsonst durch dies Schule des Glanzes, ohne Nutzen durch die

Schule der Armuth gelaufen und hatte sich wohlweislich vorbehalten, was er bedurfte, um sich den Hausstand zu gründen, wie er ihn begehrte. Mit besonnener Vernunft trug er auch bei seinem ferneren Verfahren allen billigen Rücksichten Rechnung. Genofeva wurde nach Gent gebracht, wo sie einstweilen bei den Ursulinerinnen blieb. In der Zwischenzeit erwarb Diego ein Landgut am Strande der Mosel. Nach Jahr und Tag führte er eine schöne junge Frau als Herrin zu seinem Herde. Woher die Frau Genofeva von Palizada auf Haus Polling stammte, wußte freilich niemand zu sagen, aber weit und breit galt sie für das Muster einer wackern Hausfrau von liebeichem Gemüth und anmuthigem Umgang.

W. Chézy.